

erraten und fragte mit durchdringender Stimme: „Freund, was willst du tun?“ Darauf zog der Reformator mit Sanftmut und doch mit hoher Würde die Mordwaffe aus dem Ruck seines völlig widerstandlos gewordenen Gegners hervor; dieser sank auf die Kniee, bekannte seine böse Absicht und nannte auch den Kardinal, der ihn zu dieser Tat gedungen hatte. Aber mit diesem Bekenntnis hatte er sich der Wut der Menge, die für den Prediger des Evangeliums in hohem Maße begeistert war, preisgegeben. Alle drängten sich gegen den Tor und forderten das Leben des verruchten Mannes, der ihren edelsten Wohltäter und Freund hatte ermorden wollen. Georg Wisbart flehte um Schonung, allein seine Stimme drang kaum durch die lauten Rufe der erregten Menge. Da plötzlich sieht das Volk ein seltsames Schauspiel. Georg Wisbart schlingt seine starken Arme um die zitternde Gestalt des Mannes, der beinahe sein Mörder geworden wäre, und ruft: „Wer ihn antastet, der tastet mich an. Er hat mir nicht geschadet, sondern hat euch und mir großen Nutzen getan, indem er uns gezeigt hat, was wir zu befürchten haben. Wir wollen in Zukunft wachsam sein.“

Das war Georg Wisbart's Rache, und die Schreiber seiner Geschichte machen mit Recht aufmerksam auf die „Eindigkeit Christi,“ die in diesem seinem Diener zu so herrlicher Entfaltung gekommen ist und die sich an ihm bewährt hat bis zum Tode, da er nach treuer Arbeit sein Zeugnis mit seinem Blute besiegeln mußte. Auch da noch zeigte sich diese Tugend in besonderm Glanz. Nachdem er brünstig gebetet und die Umstehenden ermahnt hatte, auch noch seinen lebendigen Glauben an Christum bezeugt, „mit welchem ich,“ so sprach er, „heute noch, nach wenigen Stunden das Nachtmahl essen werde,“ fiel der Henker vor ihm auf die Kniee und bat ihn um Vergebung. Wisbart hieß ihn aufstehen, küßte ihn auf die Wange und sprach: „Siehe, das sei dir ein Zeichen, daß ich dir vergeblich habe. Mein Herz, tue nun deine Schuldigkeit.“ Darauf wurde er erhängt und sein Leib zu Asche gebrannt.



Etwas von der Geschwindigkeit.

Von G. Gös.

Geschwindigkeit ist die Hauptparole im geschäftlichen Leben unseres Jahrhunderts. Spricht man doch von einem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, in welchem wir leben. Zeit zu gewinnen und geschwind zum Ziele zu kommen ist in der That ein Bestreben, welches sich gegenwärtig auf fast allen Gebieten menschlicher Tätigkeit geltend macht. Die meisten industriellen Erfindungen der Neuzeit haben ja den Vorteil darin, daß sie nicht nur Arbeit, sondern auch Zeit ersparen.

Angesichts dieser Wichtigkeit, welche die Geschwindigkeit erlangt hat, dürfte es nicht ohne Interesse sein, einmal zu sehen, was in dieser Beziehung beobachtet wurde, und wie weit die Fähigkeiten von Mensch und Tier in dieser Richtung gehen.

Beginnen wir bei dem Untergeordnetsten, das ist wohl die wegen ihrer Langsamkeit sprichwörtliche Schnecke. Dieselbe legt in einer Sekunde etwa den zehntausendsten Teil eines Zolls zurück; ein gewöhnlicher Fußgänger dagegen etwa dreißig Zoll, schnelle Flüsse und Ströme etwa 7–10 Fuß, Stürme und Orkane bis 125 Fuß.

Ein Stein von einer kräftigen Hand geworfen durchmisst in einer Sekunde einen Raum von etwa 62 Fuß, eine Büchsentugel etwa 1915 Fuß, eine Kanonenkugel (am Anfang, d. h. beim Abfeuern des Schusses) 2900 Fuß, ein Pferd im Schritt 3 Fuß, im Trab 7 Fuß, im Galopp 13–15 Fuß, ein Rennpferd 52 Fuß. Die Geschwindigkeit eines geübten Schlittschuhläufers ist etwa diejenige eines Reitpferdes in einer Sekunde, eines Adlers 93 Fuß, einer Brieftaube 120 Fuß, die Schnelligkeit eines Eisenbahnzuges ist je nach den Umständen verschieden. Ein gewöhnlicher Passagierzug legt etwa 44 Fuß in einer Sekunde zurück — Vanderbilt's Schnellzug vermag jedoch das Doppelte zu leisten. Die Geschwindigkeit der Erde bei ihrer Umdrehung um die Sonne ist, an den Polen gemessen, nahe zu 20 Meilen pro Sekunde. Die Geschwindigkeit des

Schalles beträgt in der Luft etwa 1165 Fuß, im Wasser dagegen etwa das fünffache pro Sekunde, während die des Lichtes sich auf 183000 Meilen beläuft. Sehr verschieden ist die Schnelligkeit der Elektrizität, dieselbe ist ganz von der Natur des Leiters abhängig, durch welchen sie strömt. In einem Kupferdraht von etwa einem sechzehntel Zoll Durchmesser übertrifft sie noch die Geschwindigkeit des Lichtes. Die Elektrizität ist im Stande, die Erde zehnmal in einer Sekunde zu umgürten.

Ein Telegramm von London nach Indien gebraucht im günstigsten Fall 30 Minuten. Unterseeische Kabel verbreiten weit langsamer als überseeische Drähte. Ueber den atlantischen Ozean soll der elektrische Strom 2—3 Minuten gebrauchen. Die Geschwindigkeit hängt, wie erwähnt, sehr von der Leitungsgüte des Drahts ab.

Ueberblickt man die verschiedenen Grade der Schnelligkeit, welche auf mechanischem Wege erzielt werden können, so ergibt sich, daß die Geschwindigkeit der Kanonenkugel den ersten Rang behauptet. Und doch wie gering ist selbst diese gegen die Schnelligkeit mit welcher die himmlischen Körper ihre angewiesenen Bahnen verfolgen und wie verschwindend vollends gegen die Bewegung des Lichts und gar der Elektrizität. Unser Erde bewegt sich auf ihrer Bahn um die Sonne 24000 Mal schneller als der Gang eines Menschen, 16000 Mal schneller als der Schnellzug der Eisenbahn, 1000 Mal schneller als der Flug des Adlers, 100 Mal schneller als die Flintenkugel des Jägers, 90 Mal schneller als der Donner eines Geschüßes — ein göttliches Fuhrwerk!

So der Allmächtige spricht, so geschieht es; wenn er gebet, so steht es da.

Ein Spaziergang nach dem Nachbarplaneten, dem Monde, erfordert von einem Fußgänger ohne Unterbrechung 75000 Tage oder etwa $20\frac{2}{3}$ Jahre.



Wie ein Schatz von 13.000 Talern zwei Menschen ums Leben gebracht hat.

In die Wohnung einer verwitweten Geheim-Sekretärin in Berlin, die schon seit dem Jahre 1811 aus der Armentasse der Marien-Nikolai- und Kloster-Kirche unterhalten war, trat vor etlichen Jahren ein dem Erzähler sehr wohl bekannter Herr, der diese Gelder zu verwalten hatte und sich durch den Tugendchein von der Bedürftigkeit der Unterstügten überzeugen wollte. In der öden Dachkammer in der Grenadierstraße fand er das bitterste Elend. In einem Stuhl mit zerfertigtem Strohsitz und einer wurmstichigen Kommode bestand der ganze Hausrat. Die alte lag bleich, bis zum Gerippe abgezehrt, auf halbverrottetem Stroh, und aus der hintersten Ecke stierte das geistlose Antlitz ihrer halbblödsinnigen, etwa 50-jährigen Tochter hervor, die bei der ungewohnten Erscheinung des Fremden schon zurückfahren war. Diesem schnitt der Jammer tief ins Herz; sagte er doch, daß die Mutter einst in besseren Verhältnissen lebt hatte.

Kurze Zeit darauf fanden die Stubennachbarn 2 Leichen in der Kammer. Die Geheim-Sekretärin war vor Hunger vor aus Altersschwäche verschieden; die Tochter aber lag auf dem Boden ausgestreckt vor der geöffneten Kommode, aus der ein Kumpen halb verdeckt, ein Schatz von 13.000 harten Talern hervorblühte. Ohne Gefühl, vielleicht ganz ohne Verständnis für das, was mit ihrer Mutter vorgegangen war, mußte sie die bisher stets verschlossene Truhe geöffnet haben, und der habdige Schreck über den entdeckten Reichtum hatte ihr den Tod gegeben. So hatte die Mutter dem Gözen Mammon ihr eigenes und ihrer Tochter Leben geopfert. Entfernte Verwandte aus dem Braunschweigischen meldeten sich zu der Hinterlassenschaft; doch mußten sie gegen 2000 Taler an die Armentasse zurückgeben; denn so viel hatte die Geheim-Sekretärin im Laufe der Jahre aus derselben erhalten.

Wenn du einmal zur Winterzeit in eine der oben genannten Kirchen kommst und freust dich über die wohlthuende

Wärme, die darin herrscht, so denke an den toten Schatz der Geheim-Sekretärin; denn von diesem sind die Einrichtungskosten für die Heizung der Kirchen bestritten.

Sie sammeln und wissen nicht, wer es kriegen wird, sagt David im 39. Psalm; und der Herr spricht Luk. 12, 15: Hütet euch vor dem Geiz; denn Niemand lebet davon, daß viele Güter hat.



Du sollst treten auf den jungen Löwen.

Am Rande der Páanos, der unabsehbaren Grassteppen Südamerikas, nicht fern von einem wilden Dickicht hatte ein Bauer sein Blockhaus errichtet. Eines Abends tummelten sich seine Kinder, zwei Mädlein von 7 und 3 Jahren, ganz allein auf dem weiten Hofraum; doch plötzlich haben sie einen wunderlichen Spiellameraden bekommen. Ein gewaltiges Säugetier, Jaguar nennt man sie in Südamerika, hatte sich aus dem Walde herangeschlichen. Er wollte es wohl machen, wie die Katze, die mit der Maus spielt, wenn sie nicht mehr entwischt werden kann; denn von seiner Räubernatur läßt er sich nichts merken. Er duckt sich auf den Boden und fuchtel mit dem langen Schweif, springt dann wieder auf und jagt mit den Mädchen um die Wette auf und ab. Aber plötzlich ist er mit einem Sprunge der kleinsten am Halse und reißt ihr mit der Spitze ein Stück Fleisch aus der Wange, daß das Blut herunterströmt. Schreiend fällt das arme Kind zu Boden. Aber die größte Schwester weiß nichts von Furcht; mit einem dicken Knüttel geht sie dem Untier zu Leibe und mit einem Schlage jagt sie ihm solchen Schrecken ein, daß es nach keinem zweiten verlangt. Es klemmt den Schwanz zwischen die Beine und stürzt ins Dickicht zurück, wo die Eltern es verschwinden sahen, als sie auf das Geschrei der Kleinen aus dem Hause herbeieilten.



War das Zufall?

Pastor Modersohn, Redakteur der „Sabbatklänge“ und Verfasser vieler christlichen Schriften, erzählt:

Da war eine arme Witwe auf der Insel Nordstrand in der Nordsee. Die ging eines Tages — es ist erst wenige Jahre her — in traurigen Gedanken in der Nähe ihrer Hütte am Strande hin. Sie wußte nicht mehr, wo von sie leben sollte. Aber sie vertraute dem Herrn und befahl Ihm ihre Sache. Da fiel ihr Auge auf eine Flasche, welche das Meer an den Strand geworfen hatte. Sie sah darin mehrere Streifen Papier. So pflegen wohl Schiffbrüchige eine Flasche ins Meer zu werfen, um auf diese Weise Nachricht von ihrem Geschick zu geben. Die Frau nahm die Flasche auf und öffnete sie. Auf dem ersten Zettel stand: Dem Einsender dieses Zettels sende ich einen Sack Kaffee. Und dann kam der Name einer Hamburger Firma. Auf dem zweiten Zettel stand: dem Einsender dieser Anweisung liefere ich einen Sack Reis. Und so ging es fort. Sachweise wurden ihr die schönsten Dinge versprochen. Die Frau glaubte den Zusicherungen der Zettel, sandte sie ein, und richtig — die versprochenen Waren kamen prompt bei ihr an. Wie war das Zugegangen? Bei der Einweihung des Nord-Ostsee-Kanals saßen etliche Hamburger Großkaufleute zusammen und sprachen miteinander. Da kam das Gespräch auf die Flaschenpost, wie sie wohl Seeleute benutzen, um von dem Untergang ihres Schiffes Kunde zu geben. Da meinte einer: „Ob wir wohl jemals wieder davon hören würden, wenn wir jetzt hier eine Flasche ins Wasser werfen würden?“ „Das können wir leicht ausprobieren, meinte ein anderer. Wir brauchen nur ein paar Zettel hineinzulegen, deren Einsendung sich lohnt, dann werden wir gewiß davon wieder hören.“ Und so schrieben sie alle eine Anweisung auf ihre Firma und warfen die Flasche ins Meer. Und Gott, der der Beringen und Armen Stärke in der Trübsal ist, nahm die Flasche in Seine Obhut und brachte sie nach Nordstrand und legte sie vor die Füße der armen Witwe.



Jesus ist noch heute derselbe.

Ich will kurz eine Erfahrung aus letzter Zeit mitteilen wie Jesus noch derselbe ist, wie damals als er auf Erden wandelte und daß Er Gebete erhört. Mein Mann war Reichsgottesangelegenheiten nach Ufa gefahren. Ich war schon bei der Abfahrt nicht gesund, dachte aber, es würde schon gehen. Aber es gefiel dem himmlischen Vater mich im Krankenlager zu legen, von dem ich und auch alle andere dachten, daß es mein Sterbelager werden würde. Der Arzt verschrieb Medizin, aber die Schmerzen nahmen zu, so daß mich auf die Seite legen ließ und glaubte, ich würde sterben. Ich flehte aber zum Herrn, Er möchte mich doch gesund machen. Ich gedachte daran, wie wenig ich für Jesum gehalten hatte. Furcht vor dem Tode hatte ich nicht, denn ich wußte, daß ich durch Jesu Blut gerechtfertigt war; aber leer vor Ihm zu erscheinen, das machte mich traurig. Mir war es, als wenn Jesus vor mir stände und als ob Er mir die Hand reiche, weiter zu leben und von Ihm zu zeugen, oder zu sterben. Ich meinte, zeugen könne ich doch nicht, aber ich kam so weit, daß ich sagte, ich wolle tun, was Er von mir verlange. Da sprach er: Stehe auf, kleide dich an und danke dem Herrn. Ich glaubte und tat es und war gesund von Stund an, und jetzt viel gesünder, als vormals. Ich möchte hiermit die Kinder Gottes ermuntern, dem Herrn zu vertrauen und von Ihm zu zeugen, weil wir noch Zeit haben und uns nicht schämen.

Bei Ritschlas, Gouv. Orenburg.

Selena Neufeld.

Friedensstimme 1906.



Und dann?

Ein junger Florentiner Student, edel gesinnt, unermüdblichem Fleiß, aber auch von brennendem Ehrgeiz beseelt, mußte in seiner frühen Jugend mit allerlei Hindernissen

kämpfen: mit Armut, Unverständnis der Eltern für das hohe Ziel, das er sich gesetzt, u. s. w. Schließlich aber, nachdem er durch seine Energie und eiserne Willenskraft alle Schwierigkeiten überwunden, stand er an der Schwelle des Tempels der Wissenschaft, in dem er ein eifriger Anbeter zu werden sich sehnte. Die Tore, die bis jetzt für ihn geschlossen waren, öffneten sich, und er trat hinein in jene zauberischen Hallen, alles andere vergessend, ja fast verachtend. Da führte ihn sein Weg zu einem alten Professor, einem lieben milden Greis, dessen berühmter Name ihm Ehrfurcht einflößen mußte. Dieser Mann war aber trotz seiner Kenntnisse (traurig und wunderbar, daß man den Satz jetzt oft so wendet) ein aufrichtiger, demütiger Christ. In dem Wirrwarr und in den Widersprüchen des irdischen Wissens hatte er seinen schlichten Glauben nicht verloren, sondern dieser Glaube war ihm nur fester und kostbarer geworden. Er konnte nicht anders als seinen neuen Schüler bewundern, dessen Eifer, Ernst und Gewissenhaftigkeit ihn bald zu seinem Liebling machten; doch entdeckte er sogleich, daß die mächtigen Interessen dieser Welt und das Forschen in ihren Geheimnissen alles andere Forschen bei ihm verschlungen und erstickt hatten.

Als sie eines Tages gemütlich beisammen saßen, fragte der Greis: „Sage mal, wie denkst du dir deinen zukünftigen Lebenslauf? Wie würdest du ihn dir gestalten, wenn du ihn dir selbst entwerfen dürftest?“

„Ich würde noch fünf Jahre studieren; überall in der Welt die größten Meister auffuchen.“

„Und dann?“ fuhr der Alte fort.

„Und dann? — Nun, dann würde ich wohl bald Professor werden.“

„Und dann?“

„Und dann,“ sagte der Jüngling lächelnd, während eine leise Röte sich über seine schönen Züge verbreitete, „dann hoffe ich mir Ruhm zu erwerben. Ich würde Tag und Nacht arbeiten, um meine Stellung immer würdiger auszufüllen.“

„Und dann?“

„Und dann würden die Studenten sich um mich sammeln, sie würden Beifall klatschen und mich mit einem Sturm empfangen, wie wir Sie, feurer, verehrter Meister, begrüßen.“

„Und dann?“

„Und dann würde ich reich werden. Ich würde heiraten, die Schönste und Herrlichste würde ich mir wählen. Sie würde mich lieben, mich anbeten. Kinder würden um mich heranwachsen, mich aufheitern und beglücken.“

„Und dann?“

„Und dann würde ich ein Werk schreiben, ein Epochmachendes, — mein Name würde in der ganzen Welt ertönen.“

„Und dann?“ war wiederum die stereotype Frage.

„Und dann, dann würde ich alt werden; ich würde meine weißen Haare in Ehren tragen. Alle würden sich vor mir Ehrfurcht verbeugen. Zu meiner fünfzigjährigen Jubiläumfeier sollten mir Ehrenbezeugungen aus allen Weltteilen dargebracht werden. Mein Vaterland sollte stolz sein auf seinen Sohn.“

„Und dann?“ fuhr der Fragesteller langsam fort.

„Und dann,“ antwortete noch langsamer der Jüngling, „und dann — und dann — ja dann — dann —“

Lange saß er stumm, in Gedanken vertieft. — Was würde das nächste „Und dann“ sein? — Das schreckliche „Und dann,“ das einem jeden Menschen bevorsteht!

Der alte Mann legte sanft seine zitternde, verdorrte Hand auf die Schulter seines Schülers, blickte ihm tief ins Auge und sagte: „Lebe so, liebes Kind, daß du bei den Gedanken an dieses letzte „Und dann“ nicht hoffnungslos in das öde Nichts schauen mußt. Lebe so, daß wenn dein Augen im Tode brechen, dein Gott dir sein „Und dann“ zurufen möge; ein „Und dann,“ gegen das alle die Herrlichkeiten, die du mir vorgemalt hast, dir wie eitel Kindereien erscheinen werden; ein „Und dann,“ das in alle Ewigkeit hineindringen wird von einer Klarheit zur andern.“

Jahre vergingen, aber nie vergaß der Schüler die beiden kleinen Worte. In einen kostbaren Rahmen gefaßt

hingen sie über seinem Schreibtisch. Seine Freunde und Bekannten sahen verwundert auf den scheinbar nichtsagenden Spruch und fragten, was er bedeuten solle; aber nur Wenigen, nur denen, die er in sein Herz blicken ließ, verriet er das seltsame Geheimnis. —

Aus „Blicke in Herz und Welt,“ von dem Verfasser von „Schild und Pfeil“.



Aus schwerer Zeit.

In den letzten vier Kriegsjahren haben wir manches erlebt und erfahren, was wir früher wohl kaum ahnten? Viele haben einen oder mehrere Angehörige, die als Opfer des Krieges gefallen sind, zu beklagen; andere haben ihre Gesundheit für immer eingebüßt. Alle haben die Leiden dieses unvergleichlichen Krieges schwer genug empfunden.

Bei uns Deutschen in Rußland kamen aber noch andere Prüfungen hinzu. Obzwar ohne jeglichen Grund und Ursache sah man in uns Vaterlandsverräter. Als solche sollten wir unseres Vermögens beraubt und von Haus und Hof vertrieben werden. Darüber bringt der vorige Jahrgang unsers Familienkalender verschiedenes. Auch die Revolution, die wir unter den obwaltenden Umständen so begeistert begrüßten, räumte mit diesem Sauerteig nicht vollständig auf. Unsern Vertretern in Petrograd wurden zwar die besten Versprechungen gegeben, in Wirklichkeit aber wurden die schändlichen Liquidationsgesetze nicht aufgehoben. Auch sonst fuhr man fort, den Deutschen ihre Rechte zu schmälern. Auf unsere wiederholten und dringenden Versuche, unsere früher herausgegebene Zeitung wieder in deutscher Sprache herauszugeben, war und blieb der Bescheid: *разрешено печатать на немецкомъ языкѣ воспрещается.* Was alle anderen in Rußland: Juden, Tataren u. s. w. tun durften, uns war es verboten.

Die neuen Staatsmänner in Rußland machten zwei verhängnisvolle Fehler: 1) Sie führten Recht und Freiheit nicht

konsequent durch, wovon wir ein Beispiel sind. 2) Sie rechnen zu wenig mit den tatsächlichen Verhältnissen im Lande und mit der Stimmung unter dem Volke. Daß es aussichtslos sei, den Krieg „bis zum siegreichen Ende“ zu führen, konnten und wollten sie nicht einsehen, besonders aber beachteten sie nicht die Kriegsmüdigkeit von Volk und Militär. Das waren die Ursachen, daß die scheinbar so ideal begonnene Revolution schließlich in Anarchie ausartete, daß der Bolschewismus nachdem er im Juli 1917 in Petrograd einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, die Herrschaft an sich zu reißen, schließlich im Oktober die Oberhand gewann und ungefähr bis Neujahr wie im Siegeszug das ganze Land eroberte.

Daß solche „Regierung“ nur ein kurzes Leben haben könne, mußte jedem Einsichtsvollem klar sein. Trotzdem haben wir monatelang unter dieser Schreckensherrschaft gestanden. In großen Teilen Rußlands üben die Bolschewiki auch heute noch ihren Terror aus.

Ueber diese Zeit, als die Bolschewisten in unserer Gegend ihr Paradies auf Erden aufrichten wollten, will ich hier einige Erfahrungen mitteilen. Daß wir als Deutsche unter ihrer Herrschaft verhältnismäßig mehr als andere gelitten haben, ist teilweise darauf zurück zu führen, daß wir durchschnittlich wohlhabender sind, als unsere nichtdeutsche Umgebung. Die schweren Erfahrungen der letzten Zeit aber hatten auch wohl noch darin ihren Grund, daß es eben die Deutschen waren, die in der Ukraina dem Bolschewismus auf den Leib rückten. Wir an der Wolotschna müssen konstatieren, daß man den russischen wohlhabenden Bauern doch lange nicht so viel zugestehen hat als uns. Freilich die Tataren in der Krim haben es noch sehr viel schwerer erfahren.

Ungefähr in der zweiten Hälfte des Dezember brachten die Zeitungen immer mehr Nachrichten über Siege der Bolschewisten. Unlänglich eines bolschewistischen Ueberfalles auf einen überfüllten Passagierzug bei Kosowaja, nannte ich sie in unserer Blatte eine rohe rücksichtslose und disziplinlose Bande. Unserem Halbstädter Sjewjet war dieses „Verbrechen“ von dienstfertigen

deutschen Freunden zur ersten Beachtung vorgelegt worden. Man teilte mir mit, daß ich, resp. der Verlag, empfindlich gestraft werden solle, wenn nicht mit Schließung der Druckerei, was man anfangs durchaus wollte, womit aber unsere Arbeiter nicht einverstanden waren, dann mit einer Geldstrafe von 5000 bis 10.000 Rbl. Es wurde mir auch gesagt, daß ich an einem bestimmten Tage vor dem „Hohen Räte“ mich werde zu verantworten haben. Ich antwortete (privatim) darauf, der Arbeiterrat könne unmöglich das Recht haben, mich zur Verantwortung zu ziehen, dieses Recht stehe hier am Orte einzig der Selbstverwaltung (Wolostjemstwo) zu. Der Sjewjet könne mich höchstens dort verklagen.

Unterdessen hatten die „Patrioten“ noch ein zweites Verbrechen meinerseits gefunden. Ein Mitarbeiter hatte auf Grund eines Buches von einem berühmten Nationalökonom einen Artikel geschrieben: „Der Zukunftsstaat“, in welchem in durchaus sachlicher Weise die Undurchführbarkeit der extrem sozialistischen Lehren im staatlichen Leben nachgewiesen war. Dieses verurteilte meinen Prozeß, weil der Artikel ins Russische übersetzt werden sollte.

Am 2. Februar d. J. u. St. Freitag, machte ich eine kleine Reise nach Alexandrowsk und Einlage, welche ich schon seit einiger Zeit in Aussicht genommen hatte. Ich hatte keine Ahnung der Dinge, die in den nächsten Tagen hier vorgehen sollten. Wenn man von den Schreckenstaten der Bolschewisten z. B. an den Krimer Tataren oder von den Bartholomäus-Nächten in Sewastopol und Simferopol hörte, dann dachte man: Gott sei Dank, so schlecht sind unsere Bolschewisten nicht. In Alexandrowsk und Einlage hatten unsere Leute schon viel mehr von den „Genossen“ erfahren. Einen gewissen Herrn Wiens, Lehrer, hatten sie ganz unschuldiger Weise sehr geängstigt und geschlagen, so daß er im Krankenhause liegen mußte. Mehrere wurden bedroht und mußten flüchten. Gerade in jenen Tagen hatten sie aus der Chortitzer Wolost sechs Geiseln nach Alexandrowsk ins Gefängnis gebracht als Sicherstellung für die drei Million Rbl. Kontribution, die der Chortitzer Wolost

aufgelegt worden war. Es waren: J. J. Klassen von Osterfeld, J. J. Enns von Neuendorf, K. P. Hildebrand, P. K. Machmann und A. P. Heinrichs, alle drei aus Einlage und H. A. W. Mann aus Chortitza. Ein anderer junger Mensch (Bauernsohn) wurde ebenfalls zuerst mit Erschießen bedroht und eingekerkert und dann, nachdem der Vater 5000 Rbl. gezahlt hatte, die zum größten Teil leihen mußte, wieder freigelassen.

Bei meinem Besuch in Alexandrowst und Umgegend drehten sich die Gespräche zum größten Teil um diese Vorgänge. Ich konnte nun nicht anders als unsere Halbstädter Verhältnisse loben, ohne zu ahnen, daß gerade in dieser Zeit dort die größten Schreckenstaten verübt wurden.

Montag den 5. Februar machte ich mich auf den Weg nach Hause, wie ich es auch in Aussicht gestellt hatte. Die Fahrt auf der Eisenbahn ging, wie es in jener Zeit auch andere ebenfalls erfahren haben, nicht gerade herrlich: Im roten Viehwaggon bei ziemlicher Winterkälte, ungeheizt mit wenigen Bänken, so daß man meistens stehen mußte. Die Mitreisenden waren zum weitaus größten Teil Leute aus dem niederrussischen Volk. Sie machten sich auf dem Boden des Waggons von Papierfetzen, Holzstücken u. s. w. ein Feuer, um sich zu wärmen. Ich fühlte in ungewöhnlicher Weise das Naheliegende meines Heilandes, wie ich es öfters unmittelbar vor schweren Prüfungen erfahren habe. Unwillkürlich mußte ich verschiedene christliche Lieder leise für mich singen.

Wir kamen um 6¹/₂ Uhr abends nach Fedorowka, Station, wo man auf die Tokmazer Bahn umsteigen muß (2 Stationen von Halbstadt entfernt). Weil ich Sachen für Alexandrowst mitgenommen hatte, nahm ich einen Trolley, der diese Sachen unmittelbar in den schon fertig stehenden Tokmazer Zug tragen sollte. Beim Eingang in den Bahnhof begegnete mir mein ältester Sohn mit einem Handkorb. Er fragte mich: „Junge, wo willst du hin?“ Er bat mich, auf die Seite zu treten, er habe mir etwas zu sagen. Ich merkte, daß er sehr aufgeregt sei und ahnte schlimme Dinge, die zu geschehen passiert sein mußten. Ich dachte natürlich zunächst an

eigene Familie. — Ein Bischen zur Seite getreten, teilte er mir mit: Papa, du kannst nicht nach Hause kommen, bei uns geht es schrecklich zu. Der und der und der, die sind schon erschossen u. s. w. Ich erstaunte: „Doch nicht erschossen!“ Auf dem Bahnhof stand ein Passagierzug, der nach Norden gehen sollte. Mein Sohn drängte: Papa, du mußt unbedingt auf diesem Zuge wieder zurück fahren. Ich wollte durchaus nicht, besonders widerstrebte es mir, daß ich die Familie in dieser gefährvollen Zeit zurücklassen sollte, um mich selbst zu retten. Mein Sohn erklärte aber kategorisch, die Familie verlange, daß ich wegfahre. Wir hatten vielleicht 5 bis 5 Minuten Zeit zu sprechen. Es läutete zum dritten Mal, der Zug setzte sich in Bewegung. Da entschloß ich mich, noch an den abfahrenden Zug zu eilen und hinaufzuspringen.

Meine Gefühle bei dieser Rückfahrt sind schwer zu beschreiben. Ich versetzte mich in die Lage der zunächst so schwer Betroffenen, dann aber mußte man unwillkürlich seufzen: Was mag in Halbstadt noch mehr geschehen? Ich kam nach Mitternacht in Alexandrowst an und überraschte die vor kurzem verlassenen Quartiersleute durch meine rasche Wiederkehr.

Am nächsten Morgen ging ich zu Herrn Abr. Lepp und teilte ihm vorsichtig mit, daß zwei nahe Verwandte der Familie ein Opfer der Anarchie geworden seien. Die Einzelheiten konnte ich ja nicht mitteilen, weil ich zu wenig Zeit hatte, mit meinem Sohn darüber zu sprechen. Von dort wurde dann ein Geheimbote nach Halbstadt geschickt, um Einzelheiten über das Geschehene und über den weiteren Verlauf der dortigen Ereignisse einzuholen. Dieser brachte dann am folgenden Tage die Mitteilung, daß in Halbstadt zwar das Morden aufgehört habe, aber daß die ganze Bevölkerung noch unter dem gewaltigen Eindruck der Ereignisse stehe, viel Trauern und Weinen sei und daß der Terror infolge Eindringens der Roten in die Häuser u. s. w. noch durchaus nicht beendet ist.

Ich hielt mich dann noch 8 Tage in Alexandrowst, Schönwiese, Bethania und bei einigen guten Freunden in der Nähe von Sslawgorod und Ssosiwka auf. Nachträglich spreche

ich den werten Freunden noch meinen herzlichsten Dank aus
die liebevolle Aufnahme.

Am 26. Februar n. St. wagte ich, nachdem ich eine „Cant
mit einem Gelbblatte“ aus Halbstadt erhalten hatte, mich
den Heimweg zu machen. In dem Waggon neben uns
eine Gruppe fremdartiger, junger, anscheinend etwas intelligenten
Männer. Nach meinem Urteil sprachen sie eine fantastische
mohamedanische Sprache. Auf der Station Popowo nahmen
sie draußen bei schönem Wetter einen Imbiß und waren
anscheinend sehr lustig. — Als ich auf der Station Fedorow
angekommen war und in den Bahnhof ging, wurde ich von
roten Gardisten beinahe übergelaufen. Sie hatten augenscheinlich
etwas sehr Eiliges zu besorgen. Auf mein Befragen wurde
mir geantwortet, daß eine Anzahl Sarten od. dergl. arretiert
werde. Während ich noch draußen bei meinen Sachen stand,
hörte ich in nördlicher Richtung und in einer Entfernung von
vielleicht 50 Faden nach einander 4 Schüsse fallen. Es wurde
mir sogleich klar: Dort wird ein Mensch erschossen. Dies
bestätigte sich auch. Man sagte, einer der Sarten habe
sogleich auf die erste Forderung die Waffen abgegeben.
wurde, nachdem er schon entwaffnet war, etwas beiseite geführt
und niedergeschossen. Sogleich darauf kamen sie mit den andern
an: „А Васъ отправимъ въ Большой-Токмакъ,“ hörte ich
die Roten sagen. Sie sollen dann aber doch nach Melitopol
gebracht worden sein. Mir war, als ob ein dämonischer
Mordgeist die Luft erfülle. In Halbstadt angekommen, mußte
ich mir eine demütigende Untersuchung meiner Sachen gefallen
lassen.

Die erschütternden Erlebnisse dieser Zeit, die mir zu Hause
mitgeteilt wurden, lasse ich Herrn Herman Neufeld erzählen, wie
er sie s. J. für die „Friedensstimme“ schrieb. Er schreibt:

Am 16. Februar n. St. etwa um 3 Uhr nachmittags
kam Lehrer Peter Löffelman zu mir in's Kontor und sagte,
daß in Neu-Halbstadt Matrosen angekommen seien und
mehreren schon Hausdurchsuchungen vorgenommen hätten. Er war
wie mir es schien, aufgeregter und ging bald nach Hause. Vorher

hatte ich schon gehört, daß Anarchisten angekommen seien, die
allgemein gefürchtet wurden.

Zu der in der Kommerzschnule an jenem Abend statt-
findenden Feier hatte man keine Lust zu gehen, trotzdem war
die große, hellbeleuchtete Saal angefüllt. Die Stimmung war
sehr gedrückt, als das Gerücht erscholl, Herr Jakob Sudermann
sei arretiert, — weshalb wußte man nicht, man beruhigte sich
aber damit, daß die Anarchisten jedenfalls nur Geld verlangen
und ihn dann sofort wieder freigegeben würden.

Die Vorstellung sollte beginnen, da kam plötzlich vom
Arbeiterrat der Befehl, auseinanderzugehen, gleichzeitig wurde
bekannt, daß die Halbstädter Wolost in Kriegszustand erklärt
sei. Mit gedrückten Gefühlen gingen wir nach Hause.

Den andern Tag stand ich früh auf, denn ich hatte keine
Zeit, kleidete mich rasch an und steckte mir das Testament, das
auf meinem Nachttische lag, in die Tasche. Ich muß hier
bemerkten, daß ich solange niemals ein Testament in der Tasche
mit mir getragen habe. Es war Sonntag und ich ging mit meiner
Frau zur Kirche. Unterwegs begegneten wir bewaffneten
Soldaten und Matrosen, die den Weg nach unserer Wohnung
abschnitten. Meine Frau kehrte sofort um, während ich mich
zu den Verwandten begab. Ich blieb aber nicht lange
bei ihnen und ging nach Hause, nichts Gutes ahnend.

Hier waren die Soldaten bereits bei der Arbeit: das nach
meiner Meinung Ueberflüssige an Nahrungsmitteln, Kleidungs-
sachen und Haushaltsachen wurde abgenommen und weggebracht.
Auf die Bitten der Frauen wurde jedoch etliches zurückgegeben.
Besonders großen Wert legten die Besucher auf Gewehre,
Schuldsachen und Manufakturwaren. „Na, Gott sei Dank, wir
haben es vorüber,“ hörte man in unserm Hause sagen, als die
Soldaten sich entfernten. Nach der Hausdurchsuchung traf ich auf
der Straße einen Freund, der diese Freude auch schon hinter
sich hatte. Er meinte, daß die Sache damit noch nicht abgetan
sei, es würden noch mehr Banden kommen.

Der Freund hatte recht, denn ich war eben im Hause
als (es war kurz vor Mittag), so wurde ich gerufen, es seien

auf dem Hofe Soldaten angekommen, die mich zu sprechen wünschten. Ich ging zu ihnen, es waren 4 bis an die Zähne bewaffnete Soldaten mit einem Führer, der sich Kommissar nannte. Er war in einer schwarzen ledernen Jacke und eine schwarze Mütze mit Ohrenklappen auf, in der rechten Hand hielt er einen Revolver, in der linken — eine Reitpeitsche. Ich wurde angeschrien, sofort in den Stall zu gehen, hier gab der Führer der Bande einen Hieb mit der Peitsche und so, wie ich noch nie einen Menschen fluchen gehört habe, sagte, das sei dafür, daß bei mir die Arbeiter im Stalle logieren. Ich solle auf 2 Tage in die Schlafkammer eingesperrt werden und die Arbeiter sollen in meinem Hause wohnen. Im Stalle befindet sich nur der Kutscher, *) sonst sind weiter keine Arbeiter da und der Kutscher, der gerade zugegen war, erklärte, bei den Pferden doch jemand sein müsse, der sie zu pflegen nachts aufzupassen hätte. Hierauf sagte der Kommissar: „Mein Genosse, du wirst jetzt eine bessere Wohnung bekommen.“ Ich schrieb er an, sofort ein Zimmer in meiner Wohnung für den Kutscher zu reservieren. Ich versprach, es noch heute zu tun. Dann trieb er mich in die Kaserne. Hier bekam ich den zweiten Hieb, weil die Arbeiter zerrissene Betten hatten. Er befahl, neue Betten zu geben und den Fußboden mit Einoleum zu decken. „Wenn dieses,“ sagte er, den Revolver vor meine Stirn haltend, „bis morgen nicht gemacht sein wird, so bekommst du die Kugel.“ Hierauf mußte ich in Gegenwart des Kommissars die mir gegebenen Anordnungen treffen, und dann wurde ich von 2 Gardisten nach dem Wolostamte abgeführt, wo man mich ins Gefängnis warf.

Dort waren schon 6 Mann gefangen gesetzt. Es war ein schmutziges Zimmer mit einem Fenster, ein starkes Gitter

*) In allen besser eingerichteten Bauernställen unserer Gegend ist im Stalle eine sogenannte „Schlafkammer“ für den Knecht oder die Knechte. Diese Stube läßt vielleicht manchmal zu wünschen übrig, ist aber immer besser, als die Knechte es von Hause gewöhnt sind. Hier haben oft auch die wohlhabenden Bauernsöhne geschlafen. Solche Schlafkammer war die meine. Der Kalenderschreiber.

davor. An der einen Wand stand eine Bank, darauf saßen: Johann Thießen, Heinz Willms, Peter Köckemann, Jakob Sudermann, Jakob Heinr. Schröder und Jakob Joh. Schröder. In der Mitte standen 2 Kisten, an der andern Wand lagen etliche Säcke mit Kleie. Das Zimmer blieb ungeheizt. Es war damals einige Grad frost. Die Tür wurde hinter mir abgeschlossen. Ich begrüßte die Freunde und erkundigte mich, weshalb sie hierhergebracht seien. Sie waren alle der Meinung, daß man von uns ein Lösegeld verlangen würde. Nur Heinz Willms heunruhigte sich, weil einer von den Soldaten gesagt hatte: „Wir werden dich aufs Korn nehmen.“ Der Kerl hatte also mit Erschießen gedroht, doch wir beruhigten den Jungen und sagten, daß von Schießen keine Rede sein könne, man würde von uns allen nur Geld verlangen, eine sogenannte Kontribution erheben. Heinz Willms wurde ungerechterweise beschuldigt, im vorigen Jahre ein Mädchen erschossen zu haben, und deshalb sollte er jetzt bestraft werden. Bei den Bolschewiki gab es nur eine Strafe und dieses war — die Todesstrafe.

Ungefähr um 12^{1/2} Uhr nachmittags wurde die Tür geöffnet, und noch ein Jüngling, mit Namen Перевязенцевъ (er war der Sohn eines Kutschers) kam zu uns herein. Auf unsere Frage, weshalb er arretiert worden sei, sagte er, daß er auf die Soldaten gescholten und das Abnehmen von Schinken, Schmalz und Mehl getadelt habe, ein derartiger Raubüberfall dürfe nicht geduldet werden.

Der Junge war vielleicht eine halbe Stunde mit uns zusammen, dann wurde er hinaus gerufen und gegenüber unserm Gefängnisse an die Wand eines Stalles gestellt. Aus dem Fenster konnten wir alles ansehen. 2 Soldaten schossen auf ihn mit Kugelbüchsen. Перевязенцевъ fiel, war aber nicht ganz tot, denn er bewegte noch Kopf und Hände. Dann brachten die Soldaten ihn in den Stall. Dort hörten wir noch 3 Schüsse fallen. Gleich beim ersten Schuß sprang Heinz Willms in großer Aufregung auf und sagte: „Jetzt kommt ich an die Reihe“. Herr Jakob Sudermann nahm mein Testament, las

das Wort der Erlösung vor und ermunterte den Jungen, worauf sein jagendes Herz beruhigt wurde.

Um 2 Uhr öffnete man wieder die Tür und schrie hinein: „Jetzt der, der das Mädchen erschossen hat.“ Daß der Junge unschuldig sei, wollten die Banditen nicht glauben.**) Es hob überhaupt kein Widerreden. Als Heinz an der Tür stand fragte H. Suderman: „Bist du bereit zum Sterben?“ „Ja“, gab er zur Antwort. Man stieß ihn von der Treppe hinunter und stellte ihn an die Wand. Die schießenden Matrosen und Soldaten waren aus unserm Fenster nicht zu sehen. 3 Schüsse fielen und Heinz war nicht mehr unter den Lebenden. Und diese Leiche wurde in den Stall gebracht, Schüsse hörte man dort aber keine mehr. Das zweite Opfer war also betroffen.

Jetzt war es uns klar, daß wir es hier nicht allein mit einer Kontribution zu tun hatten, es war einfach Mordlust einer verbrecherischen Bande, und wir können uns jede Minute darauf gefaßt machen, über den Haufen geschossen zu werden. Im Raum war es still, jeder dachte über sein vergangenes Leben nach. Jakob Sudermann, den ich hier als unsern Seelsorger nennen darf, ermahnte und tröstete uns.

Etliche Stunden vergingen, dann wurden noch 2 Gefangene: David Dück und G. Fröhlich hereingebracht. Bald nach ihnen kamen Wilh. Martens, E. Schilling, Fr. Thießen und zuletzt mein Bruder Heinrich.

Mein Bruder hatte nach Mittag auf Anregung eines ihm bekannten Gardisten die Flucht ergriffen, wurde aber in Petershagen gefunden und von dort direkt nach dem Gefängnisse gebracht. Wir waren jetzt im ganzen 12 Mann, das Zimmer war voll, zum Sitzen war nicht mehr für jeden Platz. Etliche der neuen Ankömmlinge wurden beschuldigt, andern wieder hatte man den Grund ihres Arrestes nicht genannt. Die Beschuldigungen bestanden natürlich auch in Verleumdungen:

**) H. W. bekannte, daß er oft unartig gewesen sei, aber das Mädchen habe er nicht erschossen. Das hat auch die Mutter des Mädchens an demselben Tage bezeugt.
Der Kalenderschreiber.

z. B. der eine sollte Zucker versteckt haben, der andere sei ein Spion und habe einen Radiotelegraph aus dem Auslande kommen lassen, der dritte habe eine Kontrerevolution hervorgerufen wollen.

Zeitweilig wollte man verzagen, besonders beim Nachdenken an die Familie zu Hause, an die kleinen Kinder . . . Ja, es ist schrecklich, den Tod vor Augen zu haben! Bange Fragen klangen in uns auf. Wir sitzen hinter Schloß und Riegel und warten jeden Augenblick auf unsern Tod. Weshalb? Dieser Verleumdungen wegen, die man da aufbringt, doch gewiß nicht. Nein, unser Egoismus, unsere Mammonsiebe wird hier von Gott gestraft.

Jakob Sudermann fand immer Trostworte, wenn jemand der Verzweiflung nahe war, und das Lesen des Evangeliums und der Psalmen und besonders das Gebet ermunterten uns und gaben uns Geduld und Kraft.

Um 6 Uhr abends besuchte mich meine Frau. Sie hatte die Erlaubnis bekommen, uns Brot und Kaffee zu bringen und 2 Minuten drinnen zu bleiben. Ein „Roter“ stand beiseite und schaute nach der Uhr. In 2 Minuten konnte man ja nicht viel erfahren, wie es in der Außenwelt aussah, aber das Wichtigste doch, nämlich, daß für uns gebetet wurde.

Dann kam die Nacht, die Gemüter wurden ruhiger, nur hin und wieder hörte man einen Seufzer. Geschlafen haben die Meisten garnicht. Und doch wünschte man sich, die Nacht wäre länger gewesen, denn vor dem kommenden Tag fürchteten wir uns.

Montag morgens kam der Kommissar zu uns in die Zelle und schrieb unsere Namen auf. Er war sehr betrunken, und schimpfte die ärgsten Wörter, besonders böse war er über meinen Bruder, weil er geflüchtet war, infolgedessen sollte er auch zuerst an die Wand gestellt werden. Außer ihm notierte der Kommissar zum Erschießen noch 4 Personen: Jak. Suderman, P. Kötkeman, E. Schilling und J. Schröder. Die Sachen der Uebrigen, meinte er, unterlägen zunächst einer Durchsicht. Wir baten alle sehr, uns leben zu lassen; sobald aber jemand ein Wort sagte, fing

er wieder an zu fluchen, so daß wir gezwungen waren, zu schweigen. Mit den Worten: „Heute kommen fünf an die Reihe,“ entfernte er sich.

Es war kein Zweifel mehr, der Tod war uns sicher. Wir schrieben noch alle Abschiedsworte in unsere Notizbücher oder auf lose Blätter. Bald wurde auch der Bruder Heinrich gerufen. Er nahm Abschied von mir und ging, vollständig auf den Tod vorbereitet, hinaus. Gegenüber unserm Fenster stand er an der Wand, scheinbar ganz ruhig, nur sehr bleich. 2 Gardisten schossen. Wir fielen alle auf die Knie, und schrien zu Gott. Als wir uns erhoben, war niemand zu sehen. Der Bruder war nicht getroffen, man hatte also mutwillens vorbeigeschossen. „Den haben wir losgebetet,“ sagte jemand von uns.

Wir hatten nun wieder Hoffnung und glaubten bestimmt, daß niemand mehr erschossen werden würde. Es verging eine geraume Zeit, dann kam der Kommissar in starker Aufregung wieder und sagte, weil mein Bruder weggelaufen sei, würden wir jetzt alle erschossen werden. Wir konnten nicht begreifen, wie das möglich wäre, bei einer starken Bewachung zu entfliehen? Und wenn er entflohen ist, so sind wir doch nicht schuld daran. Wir versprachen alles zu tun, was von uns verlangt wird, man solle uns nur leben lassen. Der Kommissar brachte uns aber mit seinen Flüchen wieder zum Schweigen. „Ich gehe hin, das Volk zu fragen,“ schrie er, „so wie das Volk sagt, so wird es werden“.

Ungefähr nach einer Stunde wurde H. Sudermann gefordert. Was die anderen dachten, wußte ich nicht. Ich persönlich glaubte in diesem Moment, H. Sudermann würde nicht geschossen werden, aber ich täuschte mich. Vor dem Fenster sahen wir den alten, noch rüstigen Mann gehen, er ging zur selben Wand, doch er kam nicht bis dort. Der schwarze Mann erschien an der Seite und erschoss ihn mit einer Nagan-Pistole. Sudermann fiel mit dem Gesicht nach unten zu Boden.

Gleich darauf wurde P. Löttemann gerufen. In der Tür wandte er sich zu uns mit den Worten: „Betet für mich,“ ging und stellte sich neben Sudermanns Leiche auf. Hier soll er

noch zum Kommissar gesprochen haben, die Worte konnten wir nicht hören. Als der Kommissar die Hand mit der Pistole erhob und zielte, ging ich vom Fenster weg. Ich konnte es nicht mehr ansehen und das Schießen ging mir durch Mark und Bein.

Löttemann lag mit dem Gesichte nach oben gerichtet neben Sudermann. Ein trauriger Anblick! „Warum“? war unser aller Frage. „Wer kommt jetzt an die Reihe“? Wir dachten unwillkürlich an die Passagiere des untergegangenen Schiffes „Titanik,“ die mit dem Liede: „Näher mein Gott zu Dir,“ in den Tod gingen. Dem Gott war uns nahe, wenn wir auch auf Erden von allen verlassen waren.

Die beiden Leichen wurden an denselben Ort hingebacht, wo die übrigen lagen.*)

Es blieb nun still. Wider Erwarten wurde weiter keiner gefordert. Doch wie erschrak ich, als die Tür sich öffnete und alle Angestellten aus unserm Magazin hereintraten. Sie waren auch alle gefangen genommen und erzählten mir nun von den Ereignissen, die zu Hause vorgefallen waren.

Mein Bruder hatte nämlich, ehe er an die Wand gestellt wurde, gesagt, daß er Goldgeld verschaffen würde, wenn man ihn freilasse. Etliche Soldaten gingen dann mit ihm nach Hause, um das Gold in Empfang zu nehmen. Der Bruder führte sie zur Kasse, konnte diese aber nicht öffnen, da ich den Schlüssel davon bei mir hatte. Dann soll er sich geäußert haben, daß er auf dem Boden Gold versteckt hätte. Dies entsprach natürlich nicht den Tatsachen und Heinrich schien dies nur in seiner großen Angst geäußert zu haben, um noch länger Zeit zu gewinnen, da er jedenfalls immer noch Hoffnung hatte, durch irgend einen glücklichen Umstand sein Leben zu erhalten. Inzwischen war auch der Kommissar hingekommen.

Als kein Gold vorgefunden wurde, verlangte dieser, daß innerhalb 15 Minuten Goldgeld herbeigeschafft werden müsse, andernfalls er Heinrich erschießen würde. Die Familie bot ihm

*) Eine Säge auf dem Gebietsamtshof.

nun Schmuckgegenstände an, alles dieses lehnte er kurzerhand mit dem Bemerken ab, daß er nur Münzen haben wolle. Mehrmals wurde Heinrich von ihm angeschrien: „Schaff Gold herbei, oder ich stelle dich sofort an die Wand“. Als die 15 Minuten verflossen waren, befahl der Kommissar seinen Leuten, Heinrich wieder nach dem Gebietsamte zurückzubringen, von mir den Kassenschlüssel zu holen, erlaubte er nicht. Auf dem Wege aus dem Hause nach der Straße entwischte ihnen Heinrich plötzlich, lief durch den Laden auf den Hof und von dort in die Mälzerei und verkroch sich hinter einer eisernen Röhre. Durch Büchsen- und Revolverschüsse wurden sämtliche Mitglieder der Anarchistenbande alarmiert und in kurzer Zeit wimmelte der Hof von wilden Soldaten und Matrosen. Als die Suche nach Heinrich erfolglos blieb, verlangte die wilde Garde, daß die ganze Familie mitsamt dem Haus- und Geschäftspersonal erschossen werden sollte. Man hatte sie schon alle unten im Korridor versammelt, als plötzlich geschrien wurde, daß Heinrich gefunden worden sei.

Heinrich wurde von 2 Soldaten zur Straße geführt und hier erschoss in ein Gardist (ein Menmonit, namens Kröker) *) vor einer großen Volksmenge. Man nimmt an, daß er mit einer Dum-Dum-Kugel erschossen worden ist. Der Hinterkopf war auseinandergerissen und blutige Gehirnschubstanz spritzte bis zum zweiten Stockwerk des Geschäftshauses.

Bald darauf stürzten 2 Matrosen zurück ins Haus und forderten den Geschäftsführer August Hamm, der nach ihrer Meinung das Versteck für Heinrich angewiesen hatte. Sie fanden ihn im Kontor betend vor, und zerrten ihn die Treppe hinunter auf den Hof. Im Vorbeigehen sah meine Frau wie A. Hamm sich mit beiden Händen den Kopf hielt und ausrief: „Mein Gott, mein Gott, jetzt komm ich an die Reihe und dann die andern alle“. Man zerrte ihn dann auf dem Hofe bis

*) Der Name Kröker kommt unter den Menmoniten sehr häufig vor. Diese Familie Kröker steht, in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu mir.
A. Kr.

zur großen Wage, dort kniete er nochmals nieder, um zu beten. Während dem schoß ihm derselbe Gardist, der Heinrich erschossen hatte, eine Sprengkugel durch den Kopf.

Beide Leichen schleppten sie dann dem Hause zu und warfen sie vor dem Eingang übereinander.

Alle übrigen Familienglieder, auch das Haus- und Geschäftspersonal mußten auf dem Hofe antreten und wurden dann unter starker Bewachung nach dem Gebietsamte abgeführt. Die Angestellten aus dem Geschäft brachten man ins Gefängnis, die Uebrigen durften im Gebietsamte bleiben.

Ich wurde dann aus dem Gefängnisse zum Kommissar gefordert, welcher von mir die Herausgabe des Goldes verlangte. Er ging mit mir nach Hause, die andern Familienglieder durften auch mitgehen. Zu Hause angekommen, mußte ich die Kasse aufschließen und das Gold- und Silbergeld ausliefern. Meine Frau hat nun sehr mich freizulassen. Er konnte sich aber noch immer nicht entschließen. Endlich nach vielem Bitten jagte er, daß er mich unter der Bedingung freilassen würde, wenn meine Frau dafür bürgt, daß ich keine Flucht unternehme. Das tat sie natürlich, und ich war frei. Der Kommissar gab nun noch Instruktionen über die Beerdigung der beiden Leichen. *) Ehe er abging, beschaute er sich die Wunden der Erschossenen und meinte, sie hätten einen leichten Tod gehabt.

Nachher bin ich, ebenfalls auch die Schwägerin, einige Male von diesem „schwarzen Mann“ belästigt worden, auch in geschäftliche Angelegenheiten wollte er sich einmischen und sozialistische Ideen hineinpflanzen, zum Glück hatte er aber selbst kein Verständnis davon und es blieb vorläufig beim Alten.

Ein weiteres Morden hat Gott nicht mehr zugelassen. Die andern Leidensgenossen blieben alle leben. Freigelassen wurden sie aber erst Donnerstag, also am 5-ten Tage.

Halbstadt.

H. Neufeld.

*) Laut seiner Anordnung durfte auf dem Begräbnis keine Predigt gehalten werden. Es wurden denn auch nur einige Schriftstellen gelesen, gesungen und gebetet.
A. Kr.

Ich gebe nun kurz noch einige Ergänzungen zu dem Erzählten und füge etwas über die weitere Entwicklung der Tage hinzu.

Man nimmt wohl mit Recht an, daß unser Halbstädter Sowjet die Matrosen aus Sewastopol gerufen habe, um ihre Macht zu befestigen. Ob es auch in ihrer Absicht gewesen sei, daß die gerufenen Geister ihr Unwesen so treiben sollten, wie es geschehen, kann wohl nicht behauptet werden.

Von diesen Matrosen blieb eine Gruppe in Groß-Tokmal. Diese brachten Nachts vom 5. auf den 6. Februar die beiden jüdischen Großkaufleute J. Berger und Abr. Dekker auf bestialische Weise um. Es wurden ihnen verschiedene Körperteile abgeschnitten und zerschnitten, so daß sie an diesen überaus schmerzhaften Schnitt- und Stichwunden gestorben sein müssen. Als die Tokmaker Bauern dieses erfuhren, empörten sie sich gegen die „Sowjetregierung“ am Ort und sammelten sich vor ihrem Sitz, in einer Anzahl von ca 3000 Seelen, die eine drohende Stellung einnahmen. Die auf so schändliche Weise Ermordeten führten ihre Geschäfte, so weit es äußerlich beurteilt werden kann, durchaus reel und hatten deshalb große Sympathien unter dem Volke. Sie führten durchschnittlich gute Ware für nicht hohe und, was bei jüdischen Kaufleuten in kleinen Orten selten ist, für feste Preise. Der Tokmaker Sowjet telegraphierte nun nach Halbstadt, wo grade der vorhin beschriebene Hauptkommissar (besser gesagt Räuberhauptmann) war. Dieses gab nun die Veranlassung, daß die Bande von Halbstadt abzog nach Tokmal und daß weitere Morde in Halbstadt nicht ausgeführt wurden.

In diesen Tagen waren aber die Matrosen auch in das Prischiber Gebietsamt gekommen, wo ein Herr Offert Vorsitzender im Sowjet war. Dieser mag sich wohl anfänglich aus Ueberzeugung den Bolschewisten angeschlossen haben; später aber wandte er sich entschieden von ihnen ab. Offert erklärte den Matrosen, daß sie gegen Erschießen in der Prischiber Wolost protestieren. Wenn das notwendig sei, würden sie selbst das besorgen. Nun gingen die Matrosen in das Haus eines

jungen Offiziers O. Nürnberg, der gerade auf Erholung zu Hause war. Dieser hatte eine Frau und 2 Kinder. Das Vornehmen der Matrosen war augenscheinlich, ihn in seinem Hause zu erschießen. Die Frau Nürnberg aber fiel infolge des Schrecks in eine schwere Ohnmacht. Die Matrosen nahmen ihn nur dem Anschein nach mit in die Wolost. Auf dem Wege dorthin aber, auf der Straße wurde er erschossen. Als seine Frau zu der man einen Arzt holen mußte, 2 Stunden später aus der Ohnmacht erwachte, war er schon tot. — Nürnberg war überall sehr beliebt, auch bei seinen Soldaten. Man meint, wenn er unter ihnen gewesen wäre, hätten sie es nicht zugelassen. — Offert erklärte nun kategorisch, er erlaube kein weiteres Erschießen, eher möge man ihn erschießen.

Also, der Bauernaufstand in Tokmal veranlaßte die Bösewichte, nachdem sie noch zuletzt durch arges Schießen die Bewohner von Neu-Halbstadt in Schrecken versetzt hatten, abzuziehen. Am Mittwoch kam ein anderer Kommissar nach Halbstadt, ein Deutscher, W. Schröder von Berdjansk, der weiteres Erschießen ohne Gericht verbot. Es verlautete auch, daß der erste Wüterich von Kommissar zur Verantwortung gezogen und erschossen sei. Tatsache aber ist, daß er auch noch später in einigen Dörfern und auf dem Gute des Herrn D. Dick, Apanlee, sein Unwesen trieb. Dick ist nur wie durch ein Wunder, dem Erschießen entgangen.

Bei den Hausdurchsuchungen hatten die Matrosen und roten Gardisten alles mitgenommen, was ihnen wertvoll erschien und zwar von Reichen und Armen. In unserm Hause z. B. hatte ein ganz mittelloser Knabe aus dem Waisenhaus, der hier die Kommerzschnule besucht (durch Unterstützung guter Freunde) gerade eine neue Lederjacke an, die sein Bruder, auch ein armer Dienender, ihm geschenkt hatte, diese wurde ihm von einem roten Gardisten weggenommen. — J. Br. der Sohn eines armen Buchhalters, ging, 17 Jahre alt, anno 1914, als einer der ersten freiwilligen Sanitäre und hatte mehr als 3 1/2 Jahre im Semstwo Verbands, mitunter in schwerer und gefahrvoller Stellung gedient. Er kam im Februar 1918 nach Hause. Sein Vater hatte ihm

etwas Geld geschickt, um für die Familie Stiefel, Stoff zu Kleidern und einiges andere zu kaufen in der Voraussetzung daß dieses in Moskau billiger sei. Von seinem Vorgesetzten, ein kompetenter Beamter der Räteregierung, hatte er einen Schein, diese Sachen überall ungehindert durchzulassen. In Fedorowka wurde ihm von den „Gardisten“ dieser Schein zerrissen und etwa die Hälfte — nicht requiriert — weggenommen. Auf der Station Polugorod (Halbstadt) angekommen, jetzt natürlich schon ohne den Schein, wurde ihm noch beinahe der Rest genommen. In den hiesigen „hohen Rat“ (Sowjet) wo man gut wußte, daß die Familie arm ist, reichte der Vater eine Bitte ein, die hier geraubten Sachen zurück zu geben, aber erfolglos. In der Familie dieses Vaters, der sich sein Brot schwer verdient, hatten die „Towarischtschi“ schon früher verschiedene Sachen, die sie für die Familie notwendig brauchten, genommen. Noch nicht genug. Die Familie beschäftigt sich nebenbei mit Bienenzucht. Nun wurde noch eine große Partie Honig, die die erste Bande nicht bemerkt hatte, requiriert zu 1 Rbl. 50 Kop. das Pfund, während sonst der Honig wenigstens 5 Rbl. kostete. Der Vater hat, wenigstens so teuer zu zahlen, wie die Tage für Butter sei (4 Rbl. 50 Kop.), doch vergebens. Insgesamt ist der Familie die nur ein Häuschen und einen Bienenstand besitzt, ein Schaden nach den zur Zeit existierenden Preisen, von ca 3000 Rbl. zugefügt. Man kann nicht umhin dieses rigorose Vorgehen darauf zurück zu führen, daß der Vater Br. nicht mit den „Genossen“ mitmachte.

Was mein Preßvergehen betrifft, so ist zu mir davon später nicht gesprochen worden. Als der wütende Kommissar hier war, hörte man aber ausdrücklich sagen: Jetzt sei die Reihe (zum Erschießen) an Kr. Ich war aber eben nicht da, und nach den Abwesenden wurde überhaupt nicht gesucht. Wie behauptet wird, standen noch einige auf der Todesliste, die aber größtenteils geflohen waren.

Es dauerte nicht lange, dann wurde in unseren Dörfern (Halbstädter, Gnadenfelder und Prischiber Wolosten) Kontribution gefordert. Von den Bauern verlangte man durchschnittlich

2000 Rbl. auf eine Wirtschaft von 65 Dösj. Das Dorf Halbstadt kam ganz zuletzt an die Reihe. Hier aber stellten sie solche Forderungen, die wohl von allen nicht erfüllt werden konnten. Es lag augenscheinlich die Absicht vor, so viel als möglich zu ängsten und unter dem Eindruck der Angst so viel wie möglich heraus zu pressen. Dabei gingen sie durchaus willkürlich vor. Und daß sie es mit ihrer Buchführung nicht genau nahmen, haben viele bemerkt. Ein Industrieller zahlte eine bedeutende Summe und erhielt auf die volle Summe eine Quittung. Er sah aber, daß eine viel kleinere Zahl ins Buch eingetragen wurde. Ein anderer wurde mit Drohen angehalten, eine große Summe zu zahlen. Er erklärte sich bereit, so viel als er eben könne, zu zahlen. Sie verlangten dann von ihm, daß er sich verpflichte, den Rest später, bis zu einem gewissen Termin, zu zahlen. Er antwortete, der Wahrheit gemäß, daß er erschöpft sei, er könne auch später nicht mehr zahlen. Dann wurde ihm eine Quittung auf die volle geforderte Summe gegeben, trotzdem er nur etwas mehr als die Hälfte gezahlt hatte. Ähnlich haben es auch andere erfahren. Ein Beweis dafür, daß von einem geordneten Rechtsverfahren, einer Verantwortlichkeit einer höhern Institution gegenüber, einer Gewissenhaftigkeit in Geldangelegenheiten keine Rede sein konnte.

Ueber die wirklich gezahlte Kontribution und den Wert der geraubten Sachen u. s. w. geben wir folgend einige Daten und Zahlen:

Bald nach dem Sturze der Rätewirtschaft im Berdjansker Kreise wurde in der Halbstädter Wolost eine Kommission ernannt, welche versuchen soll, die Verluste festzustellen, die der Bevölkerung durch den Rat der Arbeiter-, Soldaten- und Bauern-deputierten in genannter Wolost zugefügt worden sind. Die Tätigkeit dieser Kommission ist eine sehr mühsame, oft schwierige, da die Geschäftsführung des Rates eine sehr dunkle war, außerdem die meisten Bücher und Dokumente des Rates vor der Flucht der leitenden Mitglieder vernichtet worden sind. Die Arbeiten der Kommission sind noch lange nicht abgeschlossen;

aber ein Einblick in dieselben läßt doch schon einige, wenn auch nur annähernd genaue Angaben erkennen.

Darnach betragen die Verluste in der Halbstädter Wolost:			
durch Beraubung an			
barem Gelde	Rbl.	268,091.49	} Rbl. 282,789.99
an Wertpapieren	"	14,698.50	
durch sog. Kontribu-			
tion an barem Gelde	"	916,700.34	} " 1.648,999.97
an Scheffs	"	696,378.63	
an Wertpapieren	"	35,921.—	
<hr/>			
Ueberhaupt an Geld			
und Wertzeichen	Rbl.	1.931,789.96	} Rbl. 1.931,789.96
an Vieh, Mehl, Ge-			
treide, Wirtschafts-			
sachen, Möbel usw.	"	1.359,398.40	

Ueberhaupt angegeben bis 15. Juni 1918 Rbl. 3.291,188.36

Gegen diese Verluste ist ein Zurückerhalten von geraubten und kontribuierten Geldern in der Höhe von rund 900,000 Rbl. zu erwarten. Die Tätigkeit des Wolost-Rates dauerte vom 23. Januar bis 4. (17.) April, also rund 9 Wochen. Obige zahlenmäßige Angaben, die, wie gesagt, noch nicht abgeschlossen sind, geben eine annähernde Vorstellung von der energischen und gründlichen Tätigkeit der Räte, wie auch davon, was diese „Tätigkeit“ erreicht hätte, wenn sie sich hätte entfalten können, nämlich vollständigen wirtschaftlichen Ruin, gänzliche Verarmung aller, die Vernichtung jeder Kultur und unsagbare Not.

Friedensstimme vom 18. Juni 1918.

Aus der Zeit der verschiedenen „Requisitionen“ und „Kontributionen“ wären noch verschiedene Episoden zu erzählen. Nur ein Beispiel. In Gnadenheim (Halbst. Wol.) wohnte ein wohlhabender Mann, namens Wall, den man wohl für reich gehalten hat, als er war. Gegen diesen Mann mußte ein „Verbrechen“ direkt gesucht werden. Und man fand es auch,

eine Sache, in der er eigentlich unschuldig war. Nun wurde er arretiert und dabei so schrecklich mißhandelt, daß man meint er habe es nur dank seiner sehr starken Körperbeschaffenheit aushalten können. Außer verschiedenen andern Verletzungen wurden einige Rippen gebrochen und der Brustkasten gespalten. Dabei wurden 40 000 Rubel gefordert. Alles dieses im Beisein und unter Anführung eines Mannes mit Hochschulbildung, der Arzt in Alexanderwohl war. Wall wurde nach Berdjansk zur Revolutionsgericht geschickt, mußte hier aber doch ins Krankenhaus gebracht werden. Später wurde er freigelassen, damit er sich auf seine eigene Kosten heilen lasse. Er lag noch länger Zeit im Ohrloffer Krankenhaus. Seine Angelegenheit aber sollte noch einmal vor dem Revolutionsgericht verhandelt werden.

Der Arzt hat später, als er sah, daß er werde zum Tode verurteilt werden, ihn um Verzeihung gebeten, die Wall ihm auch gern erteilte und ihm darauf einen Kuß gab.

Dieser Dr. Toibin, ein getaufter Jude, der sich noch vi anderes zu schulden kommen ließ, hat später in der „Friedensstimme“ ein Bekenntnis und eine Widerrufung veröffentlicht. Ob seine Buße recht war, muß dem einzigen Herzenskündigen anheim gestellt werden.

Er flüchtete mit den andern Bolschewisten, wurde in der Brunauer Ansiedlung, Mariupoler Plan, arretiert, hierher zurückgebracht, dann nach einem Ort in der Nähe von Berdjansk überführt, wo er mit zwei anderen Bolschewistenführern, Gertriefen und Wiebe, vom deutschen Feldgericht verurteilt und erschossen wurde.

Ein anderer Deutscher, der sich auch in bolschewistische Eifer sehr hervorgetan hat, war Joh. Braun von Lichtena der dann in Melitopol erschossen wurde.

Wie man sich in solchen schwierigen Lagen auf Ge verlassen darf und dabei nicht zu schanden wird, davon mach ich folgende Erfahrung: Ich bekam auch eines Tages ein Zettel, daß ich in 3 Tagen eine bedeutende Kontribution zahlen habe. Abgesehen davon, daß ich über sehr wenig Barge

zu verfertigen hatte, war das auch verhältnismäßig viel mehr, als die Bauern zu zahlen hatten. So ging es aber wohl allen hier in Halbstadt. Wir bekamen eben das letzte dicke Ende. Man kam zusammen und es wurde beraten, was zu machen sei. Wohl fast alle gingen ins Gebietsamt, wo der Sowjet mit unumschränkter Macht regierte, baten und bettelten, man möchte die Summe ermäßigen oder hinauschieben. Ich will diese Leute, unter denen auch sehr liebe und ernste Christen waren, darüber nicht verurteilen. Aber mir tat das weh. Vor diesen in jeder Hinsicht niedrigstehenden, ja verbrecherischen Menschen sich demütigen und bitten in einer Angelegenheit, wo ich wußte, ich bin ihnen nichts schuldig? Ich konnte nicht glauben, daß das Gottes Wille sei. Der Vorsitzende im Sowjet, W. Disklow hatte früher für den Familienkalender und die Friedensstimme verschiedene Beiträge geliefert, die wir natürlich erst aus dem Russischen übersetzen mußten. Er war damals ein sympathischer, scheinbar ideal gesinnter Mann. Ich hatte oft Umgang mit ihm. (Später verlor er mein Vertrauen.) Hätte ich ihm gute Worte gegeben, oder gar „Honig um den Mund geschmiert,“ dann hätte ich dadurch wohl viel gewinnen können. Das erlaubte mir aber mein Gewissen nicht. Es wurde mir klar: Gott kann dir auch anders helfen, ohne daß du dich vor diesen Menschen beugst. Ich nahm mir vor: Ich werde überhaupt nicht ins Gebietsamt gehen, bis sie mich direkt rufen. — Der erste Termin ging vorüber, ich war nicht dort. Weil viele nicht gezahlt hatten, wurde ein zweiter Termin gestellt. Ich ging nicht hin. Eines Tages kam ein bewaffneter Diener des Sowjet zu mir ins Redaktionszimmer und forderte mich auf, sofort zum Sowjet zu kommen. Ich antwortete: „Wenn ich aber nicht sogleich Zeit habe?“ Er sagte: „Das wird für Sie nicht gut sein.“ Ich versprach, bald zu kommen. Ich ging nun zuerst nach Hause, teilte es meiner Familie mit, wir beteten noch, und dann ging ich hin. Zuerst ließ man mich etwas stehen. Dann bemerkte ich, daß über mich gesprochen wurde und jedenfalls nichts Gutes. Nun wandte sich einer der drei, die zur Kommission für Kontribution gehörten, an

mich und fragte streng: Ob ich die Aufforderung, Kontribution zu zahlen, nicht erhalten habe. Ich sagte: ja. Warum ich dann nicht wenigstens hingekommen sei. Jedermann komme doch und erkläre sich. Ich sagte: Sie wissen, daß ich hier in unmittelbarer Nähe wohne, daß ich mich nicht verstecke. Zahlen könne ich die Summe nicht. — Er: Sie tun, als ob Sie mit keiner *власть* rechnen. Ihnen wäre es wohl lieber, wenn *Nikolai II.* regieren würde. — Ich: Sie tun mir Unrecht. Sie wissen sehr gut, daß ich unter dem zarischen Regime gelitten habe. — Er: Solche wie Sie müßten wir eigentlich sofort arrelieren und an das Revolutionsgericht nach *Berdjansk* schicken. — Darauf schwieg ich. — Er: Weil Sie sich so verhalten haben, müssen Sie heute nachmittag 4 Uhr die volle Summe zahlen. — Ich: Ich kann Ihnen nachmittag nichts anderes als jetzt sagen. — Das war im Wesentlichen unsere Unterhaltung. (Es sprach zwar nicht nur einer, ich lasse aber der Einfachheit wegen nur einen redend auftreten). Ich ging nun nach Hause.

Nachmittag sollte ich also wieder erscheinen. Die Angelegenheit trieb mich in ernstes Gebet. Mir stand immer wieder das Traumberge Labans vor meinem Geiste, wo Gott zu Laban sagt: „Hüte dich, daß du nicht anders denn freundlich mit Jakob redest.“ Es wurde mir klar: Ohne Gottes Zulassung darf ein Mensch nicht einmal unfreundliche Worte zu dir aussprechen. Nachdem ich dieses dem Herrn gesagt hatte, ging ich hin. Es waren jetzt nur zwei Kommissionsglieder da. Ich wurde freundlich gebeten, mich zu setzen und einige Fragen wurden gestellt, meine Vermögensverhältnisse, Bankeinlagen und dergl. betreffend, die ich der Wahrheit gemäß beantwortete. Vormittag war ich teilweise aufgereggt, das war ich jetzt nicht. Ich habe aber jetzt auch kein unfreundliches Wort, kein unfreundliches Benehmen erfahren. Ich kann gar nicht anders, denn dieses als eine direkte Gebetserhörang anzusehen. Es wurde mir nur zum Schluß gesagt, man werde mich später noch rufen lassen. Ehe es dazu kam, mußten sie weichen.

Ich kann nicht umhin, auf die ungläubigen und rohen

Art hinzuweisen, mit der hin und wieder christlicher Charakter und kindlicher Glaube geradezu verhöhnt wird, indem mit einem Ton der Ueberzeugung, der keinen Widerspruch zuläßt, behauptet wird: In solchen Tagen, da lügt jeder. Ich bin fest davon überzeugt, daß es nicht nur einige, sondern eine ganze Anzahl gegeben hat, die auch unter solchen Umständen sich keiner Unwahrheit schuldig gemacht haben.

Wenn wir aber auch von keinem einzigen wüßten, der unter allen Umständen die Wahrheit spricht, so dürfen wir doch nicht davon abweichen. Und Gott wird sich immer dazu bekennen.

In dieser Zeit drangen, obzwar sehr dunkel, indem die bolschewistische Zensur fast keine Nachrichten*) durchließ, immer mehr die Gerüchte über das Vorrücken der Deutschen auch bis zu uns. Einige unserer Männer waren nach Wolhynien gefahren, um von der Front hierher Pferde zu holen und sie hier durchzufüttern. In der Stadt Rowno gerieten sie in deutsche Gefangenschaft, bekamen dann aber nach 10 Tagen einen Passierschein und durften nach Hause fahren. Diese trösteten uns mit der Botschaft, in 14 Tagen seien die Deutschen hier. Leider dauerte es noch bedeutend länger. Sie teilten uns mit, mit welcher Begeisterung die Deutschen dort von der Bevölkerung empfangen worden seien und wie sie wieder Recht und Ordnung eingeführt hätten.

Bei uns wurde es gerade in den letzten Wochen, abgesehen von den Schreckenstagen anfangs Februar, am schwersten.

In der nicht weit entfernten Stadt Melitopol hatten die Anarchisten die Oberhand gewonnen. Am 8. April alt. St. (Sonntag), sollten alle Pferde aus der Wolost nach Halbstadt

*) In Berdjansk erschien die bolschewistische Zeitung: „Anarchia“, die aber alles mögliche, was an Hetze und Provokation geleistet werden kann, ihren Abonnenten bot, nur keine Nachrichten. Alle nichtbolschewistischen Zeitungen wie z. B. die Melitopoler menschewistische „Hama Muanь“ wurden vom hiesigen Kommissar auf der Post nicht zugelassen. Wir lebten fast nur von Gerüchten, unter denen es oft schwer war, sich zurecht zu finden.

gebracht werden und eine Pferdeaushebung stattfinden. Die in der Nähe des Gebietsamts gelegenen Straßen waren voll von Fuhrwerken. Es war ein sehr unruhiger Sonntag. Einige Hundert Pferde wurden genommen, die die Bauern sehr nötig brauchten und sollten nach Berdjansk transportiert werden.

Von Melitopol aus besuchten Gruppen von Anarchisten verschiedene Dörfer, so einmal die Molotschnadörfer Altonau bis Lindenau und erpreßten durch Drohen mit Bomben und auf andere Weise Geld, Pferde, Sättel, Lebensmittel und was ihnen sonst gefiel.

Nun gingen auf der Tokmakbahn Züge mit Anarchisten besetzt, von Fedorowka kommend, vorbei zu fahren, zuerst mehr Frachtzüge, dann Personenzüge. Die Anarchisten bedrohten und ängstigten Männer und Frauen und nahmen verschiedenes mit. Daß in dieser Zeit nicht mehr Vergewaltigungen stattgefunden haben, ist der bewahrenden Hand Gottes zuzuschreiben. Es war, als ob sie eine besondere Unruhe drängte, so rasch als möglich wieder in ihren Zug zu kommen, um weiter zu fahren. Noch war kein Feind in unmittelbarer Nähe, es schien aber, als ob ein Schrecken in ihre Glieder gefahren sei. Die noch kurz vorher so sehr geprahlt hatten, daß sie für ihre Ueberzeugung sterben wollten, und daß keine Macht der Erde die Räteregierung überwinden werde, die flohen, als ihre Feinde noch ca 80 bis 100 Werst entfernt, als die Städte Alexandrowsk und Melitopol noch nicht eingenommen waren.

Aber gerade vorher suchten sie noch von den deutschen „Burschuis“ heraus zu pressen, so viel sie eben konnten. Den Dörfern wurde als Ergänzung zu dem, was sie früher Kontribution gezahlt hatten, eine neue auferlegt, die sie in einigen Tagen zahlen sollten. Die Mitglieder der Kommission für Kontribution, besonders einer, namens Dubinin, drohten dabei immer wieder, die sich Weigernden „an die Wand zu stellen“ (d. h. erschossen zu werden). Einzelne Personen sind bis 11 mal tatsächlich an die Wand gestellt worden, wobei ihnen der Revolver vorgehalten wurde.

Sehr aufregend waren die Tage vom 3—5 (16—18) April. Der vorbeifahrenden Züge wurden immer mehr. Von Alexandrowsk war den Sowjettruppen der Weg nach Guljaj-Pole und weiter abgeschnitten. Ueber den Dnjepr war eine Offiziersabteilung bis Krimowka, ca 20 Werst südlich von Melitopol gekommen und hatte diese Station eingenommen, so daß auch der Weg in die Krim versperrt war. Es folgte nun ein Zug dem andern, so daß auf der einspurigen Linie Lichtenau-Halbstadt gleichzeitig 15 bis 20 Züge standen. Auf einem dieser Züge soll auch die berühmte Marusja Mitschorowna gewesen sein, die Anführerin einer Anarchistenbande in Alexandrowsk, die mit ihren „Betreuen“ aber auch über verschiedene andere Städte Schrecken und Tod verbreitet hat. Viele aus den nahe gelegenen Molotschnadörfern flüchteten. In einigen Dörfern wurden Mädchen und Frauen bedroht.

Am 16. abends um 1/26 Uhr kam eine Gruppe in Neu-Halbstadt hinein, die sich in verschiedene der vornehmeren Häuser verteilten und dort unter den fürchterlichsten Drohungen das Letzte abnahmen. Sie forderten z. B. in einem Hause, wo überhaupt nur wenig Geld war, eine Million Rubel. Dabei drohten sie beständig, Bomben zu werfen. Abends wurde jeder, der auf der Straße ging, angehalten und das Geld abverlangt. Manche Bewohner verlebten die Nacht auf der Steppe, im Busch oder wo sie sich sonst versteckt hielten. Nachts wurde das Postamt beraubt.

Am 17. morgens früh, noch vor Sonnenaufgang verbreitete sich das Gerücht, daß der Sowjet aus dem Wolostamt ort sei. Meine Wohnung ist ungefähr 50 Faden entfernt. Ich hatte die Nacht in Kleidern zugebracht, und war schon auf. Ich ging sofort hin und überzeugte mich von dem „Grauel der Verwüstung“, den die Herren vom hohen Rat zuletzt angeichtet hatten. Vorher sollen sie dort sehr gesoffen haben. Im Saal hatte man versucht, den in der Wand eingemauerten eisernen Schrank heraus zu brechen,*) als das nicht gelang.

*) Der Vorsitzende im Sowjet, W. Disklow war schon beinahe eine Woche vorher weg. Der hatte den Schlüssel von diesem Schrank.

wurde er erbrochen. Auf den Fensterbrettern und an verschiedenen andern Stellen lagen Waffen umher. Auf der Straße lag ein Haufen schwelender Bücher, die sie vor ihrem Weggang aus den Archiven des Amtes dorthin geschleppt und dann angesteckt hatten. Ein anderer Teil war in den Teich, der in einem Garten über der Straße ist, geworfen. Ich ging nun aus und forderte einige Mitglieder der Soldatensektion auf, dort die Wache zu übernehmen, da es nicht einerlei sein könne, in wessen Hände die Waffen fallen. Zum Gebietsamtshof zurückgekehrt, sagte ich daselbe auch zu einigen dort befindlichen deutschen Soldaten. Da tauchte plötzlich noch einer aus dem Rat, Maschjanikow, vor mir auf und schrie mich an: *Уважати вряга*: (Pack dich von hier!) Gleichzeitig hielt er mit dem Revolver dicht vor die Nase. Ich drehte mich um und ging ab. In dieser Weise hatte er schon vorher den Hof „gereinigt.“

Es sammelte sich jetzt immer mehr eine große Menschenmenge um den Gebietsamtshof. Ein russischer Lehrer der Kommerzschule forderte zu einer Versammlung in der Zentral-*schule* auf, wo über eine zeitweilige Organisation der Gewalt und Selbstschutz beraten wurde. An dieser Versammlung nahm Maschjanikow auch noch teil. Man wagte nicht, energisch gegen ihn oder auch andern, die noch auf der Straße ein großes Wort führten, vorzugehen, weil einige der durchfahrenden Züge mit Anarchisten nur noch einige Werst entfernt waren und man immer befürchten konnte, sie würden zurück kommen. Am Montag kamen tatsächlich noch einige ins Dorf, gingen in einige Häuser und forderten Lebensmittel.

An diesem Tage erfuhren wir, daß Melitopol von den Lebetten genommen sei und wahrscheinlich auch Alexandrowsk von den Deutschen. Ähnliche Gerüchte waren früher schon mehrmals im Umlauf gewesen und man konnte es noch nicht recht glauben.

Immerhin atmeten wir schon erleichtert auf. Da am Abend kam plötzlich ein Automobil in Neu-Halbstadt an-*gefahren* mit einigen bewaffneten Männern, die auf der Straße Schüsse abgaben. Es waren der Vorsitzende im Rat, Disklow,

ei andere Mitglieder, Dubinin und Gonorow und der Chauffeur, ein deutscher Jüngling J. Lepp, der sich als Autofahrer einstellen lassen und jetzt oft gegen seine Ueberzeugung, hren mußte, wohin seine Herren ihm befahlen. Auf dem of des Gebietsamts fahrend, rief Disklow den Anwesenden rbeitern, unter ihnen Maßljanikow, zu: Не робѣте, товарищи, нами еще 50 матросовъ идутъ. (Verzagt nicht, nach uns mmen noch 50 Matrosen.) Unter dem Schrecken, den er durch verbreitete, gelang es ihm noch in einigen Stunden is Wertvollste aus dem Gebietsamt zu nehmen, seine Familie it den nötigsten Sachen zur Abreise zu rüsten, in Muntau nige Fuhrwerke zu requirieren und abzufahren, ohne daß ihm a Hindernis in den Weg gelegt wurde. Seine Familie ist um aber am andern Tage bei Tiegerweide festgenommen id nach Halbstadt zurückgeschickt worden.

Am nächsten Morgen kam hier die Nachricht, die von Itonau an durch die Dörfer per Staffett gegangen war, daß e Kadetten in der Nähe seien und wohl noch heute ankommen ürden. Der Tag verging, es kam niemand.

An diesem Tage wurde nach Melitopol gefahren, um n dort Instruktionen einzuholen. An demselben Tage wurden : Fürstenau zwei Bolschewisten arretiert und der dritte erschossen. ie hatten nämlich noch im letzten Moment eine Erpressung asführen wollen.

Am 19. (6.) April um 1 Uhr nachmittag kamen auf nem Auto zwei deutsche Offiziere nach Halbstadt. Diese ilten mit, daß ein Zug mit deutschem Militär jetzt jederzeit nkommen könnte. Das gab die Veranlassung, daß eine unge- eure Menschenmenge sich am Halbstädter Bahnhof sammelte. iese bei uns zuersteinrückenden — den ersten in der Molotschna- slonien — wurden aber auf der Eichtenauer Station von den mliegenden deutschen Dörfern begrüßt und in Empfang enommen, indem den Soldaten ein Essen geboten wurde. lann mußte der sehr lange und volle Zug noch auf der Strecke is Halbstadt ein technisches Hindernis überwinden. Um 1/25 hr kam der Zug hier an und wurde selbstverständlich mit

Begeisterung begrüßt, hauptsächlich weil sie unsere Befreiung waren. Die Soldaten wurden in die einzelnen Häuser einquartiert. Es gab von beiden Seiten viel zu erzählen.

Seit einer längeren Zeit der Unsicherheit, der Angst und Not kehrte jetzt wieder das Gefühl der Sicherheit ein, man konnte sich wieder ruhig zu Bett legen. Wenn wir zurückblicken, müßten wir doch Gott danken, daß wir, abgesehen von dem durchgemachten Schrecken und den materiellen Verlusten noch sehr gut davon gekommen sind. Die Tataren in der Krim z. B. haben unendlich viel Schwereres durchmachen müssen. An verschiedenen Orten hatten die Bolschewisten gedroht, die Dörfer anzuzünden, damit nicht die Vorräte in die Hände ihrer Feinde fielen. In der letzten Nacht bin ich dann auch einigemal ans Fenster gegangen, um zu sehen, ob es irgendwo rot sei. Es ist aber nicht eine Wirtschaft abgebrannt

Der vorher genannte Maßljanikow, der mir und andern mit dem Revolver gedroht hatte, wurde am andern Tage in dem Russendorfe Terpenje arretiert, nach Melitopol gebracht und dort von den Kadetten erschossen.

Wir erfuhren nun auch von anderen Orten, wo die Bolschewisten gehaust hatten. So wurden bei der Station Ufimowk Deutsche, meistens von Eugensfeld, erschossen, darunter ein Fräulein Schwester der Frau Pastor Ney. Bei Alexandrowsk haben besonders die Dörfer Andreasfeld und Neu-Schönwiese Schwere erlitten und sind einige getötet und verwundet. Das Dorf Einlage, Chortitzer Wolost, und die Nervenheilanstalt „Bethania“ wurden längere Zeit mit Artillerie beschossen und besonders in Einlage großer Schaden angerichtet. Die sehr schöne mennon Kirche hat sehr gelitten. Von den Ortsbewohnern aber hat niemand am Leibe Schaden genommen. Dagegen sind von deutschen Soldaten dort 5 Mann gefallen, darunter ein Offizier. Diese wurden feierlich auf dem mennon. Kirchhofe des Dorfe Chortiza begraben.

Was ich hier geschrieben habe, ist nur ein geringer Beitrag zu dem, was unser Volk als Ganzes in der bolschewistischen

Drangfalsperiode durchgemacht hat. Wenn auch nur die wichtigsten Erfahrungen verschiedener Männer und einzelner Dörfer und Gruppen hier und an andern Orten kurz niedergeschrieben würden, so müßte das ein stattliches Buch geben, das viele interessiren würde.

Wir haben eine ernste Schule durchgemacht. Wir sehen hinter den Menschen, die meistens ohne jede Religion waren, und die jetzt auf uns einen so schweren Druck ausübten, die ziehende und erziehende Hand Gottes. Manche haben ihren Gott und Heiland, den sie in guten Tagen vergessen hatten, in dieser Zeit gesucht und gefunden. Andere mußten sich sagen, daß sie zu sehr an dem Irdischen gehangen, zu sehr nur für sich selbst gelebt hatten. Es sind manche Gelübde gemacht worden. Leider muß man annehmen, daß viele gute Vorsätze vergessen sind und mancher mit geschlagenem Gewissen umhergeht.



Die Eisenstange und die Tiger.

Vor dem Tigerkäfig des zoologischen Gartens stand ein Mann. Es war Fütterungszeit. Die beiden Tiger wanden sich in geschmeidigen Achterfiguren aneinander vorbei, und jedesmal, wenn sie sich begegneten, schnaubten sie und schlugen mit den Pranken nacheinander. Der Wärter kam mit einem eisernen Kasten voller Fleischstücke auf der Schulter. Er warf jedem Tiger einen riesigen Brocken zu, und jeder riß sein Stück im Sprunge an sich, fauchte und prustete und stürzte sich mit offenem Rachen und hervorgestreckten Krallen auf den andern, um ihm sein Stück zu entreißen.

Längere Zeit schlugen sie aufeinander los, zerrissen sich die Nasen und Lippen, daß ihr rotes Blut den Boden des Käfigs färbte. Zuletzt nahm der Wärter eine Eisenstange und stieß sie durch das Gitter zwischen die Tiger. Da sprang jeder in seine Ecke und fraß seinen Fleischbrocken, ohne sich um den andern zu kümmern. Der Mann lachte und sagte zu dem Wärter. „Es

ist unglaublich, wie dumm doch im Grunde diese Bestien sind. Sie benehmen sich, als wäre die Eisenstange ein müßersteigliches Hindernis.“ Als er nach Hause ging, begegnete ihm ein Mann, mit dem er lange Jahre eng befreundet gewesen war. Beiden zackte die Hand nach dem Hute, aber sie bezwangen sich und sahen mit kalten Augen aneinander vorbei. — Denn der Freund des Mannes war vor kurzem zu einem andern politischen Glauben übergetreten.



Geiz ist die Wurzel alles Uebels.

(Lies und lerne!)

In den Jahren 1779 bis 1782 herrschte in Deutschland eine große Teuerung. Zu jener Zeit lebte in den Obergenden ein Mann, dessen Felder gut getragen hatten. Und seine Felder waren groß, so daß seine Scheunen und seine Speicher eine Menge Roggen bargen. Hoch waren die Preise schon im Herbst. Mit dem Winter und dem Frühjahr stiegen sie immer höher. Mancher Handelsmann klopfte an die Thür des Reichen; mancher Handwerker bat, er möchte ihm doch für gutes Geld ein Scheffelchen ablassen. Alle aber wurden abgewiesen mit der Antwort: „Ich habe mir einen Satz gemacht. Der Speicher wird nicht eher geöffnet, als bis der Scheffel 8 Taler kostet. Dabei bleibe ich!“ Und zum Zeichen hatte er an die Speichertür die Ziffer 8 mit Kohle groß angeschrieben. Der Winter verging; der Mai kam heran. Die Preise waren hoch gestiegen; denn das Frühjahrswasser hatte großen Schaden getan. Am 7. Mai kam zu diesem Bauer ein armer Leinweber. Sein Gesicht sah vor Hunger und Gram aus wie graue Leinwand. Er zählte, damit der reiche Mann Geld sehe, für einen halben Scheffel 3 Taler 22 Groschen auf den Tisch. Die 22 Groschen bestanden aus Dreiern, Vierern, Groschen und Sechfern, denn der Mann hatte alles zusammen gesucht, was er finden konnte. Aber der Bauer sprach: „Euer Aufzählen hilft Euch nichts; der Scheffel kostet 8 Taler.“ Das

ist mein Sach, eher tue ich meine Speicher nicht auf. Und dann muß es ordentlich kurant sein.“ — Des Bauern Söhnchen, ein Bürschchen von 10 Jahren, zupfte den Alten am Rocke: „Vater, gebt's ihm doch!“ Aber der Vater prägte ihm mit einem Rippenstoß andere Grundsätze ins Herz. Der Weber mußte sein Geld zusammenstreichen und heim wandern.

Am 8. Mai in der Dämmerung kam die Zeitung an. Ein Blick hinein und der Bauer fand, was er finden wollte: „Roggen 8 Taler.“ Da zitterten ihm die Glieder am Leibe vor Freude. Er nahm das Licht, ging auf den Kornboden und wollte übersehen, wieviel er wohl verkaufen könne, und überschlagen, wie groß seine Einnahme wäre. Während er so durch die Haufen und gefüllten Säcke hinschritt, strauchelte er, und das Licht flog ihm aus der Hand und fiel in einen Haufen Stroh, der daneben lag. Ehe er sich aufrichten konnte, stand das Stroh im hellen Flammen. Bald hatte das Feuer den Dachstuhl und die Dielen ergriffen. Am Mitternacht, an demselben Tage, wo der Scheffel Roggen 8 Taler galt, stand er am Schutthaufen seines Getreides als ein hartgestrafter Mann.

Eingesandt.

◆ ◆ ◆
Waffen.

Das ist der silberne Harnisch,
Damit sollst du dich rüsten:
Sage nein, sage dreimal nein,
Zu den hundert kleinen Küsten!

Drauf nimm den goldenen Helm,
Die Stirn und Nacken zu hüllen:
Sage ja, zehntausendmal ja
Zu dem einen großen Willen. §.

◆ ◆ ◆
Gott sorgt.

Am 4. März 1898 war der bekannte Waisenvater in Bristol, Georg Müller, gestorben. Die nächsten Jahre waren

für die Fortführung der von ihm gegründeten sieben Waisenhäuser nicht günstig, und im Jahr 1900 drohte eine ernste Krise. Der Burenkrieg in Afrika, eine schreckliche Hungersnot in Indien, die durch den Vorerhebung hervorgerufenen Wirren in China — das alles lenkte die Interessen der christlichen Freunde auf andere Bedürfnisse als die der ca. 1800 Waisen, die Georg Müller der christlichen Liebe zur Versorgung hinterlassen hatte, und die Not trieb die Vorsteher der Waisenhäuser in die Enge und ins Gebet. Aber der Vater im Himmel hatte auch längst für das Jahr 1900 gesorgt. Vierzehn Jahre vorher (1886) hatte ein reicher Freund in Amerika dem Waisenvater die Summe von nahezu 100000 Dollar (= 400000 Mk.) testamentarisch vermacht. Nach seinem Tode wurde das Legat ausgezahlt, und das geschah im Jahr 1900, gerade zur Zeit, da die Not in den Waisenhäusern die drohendste Gestalt angenommen hatte. So hatte der Vater im Himmel vorgesorgt.



Ein beachtenswertes Zeugnis.

Zu dem alten Staatsmanne Talleyrand kam einst ein Mitglied des französischen Direktoriums, Lepaux, und beklagte sich darüber, daß seine neue Religion, die er „Theophilanthropie“ nannte, so wenig Aufnahme unter dem Volk fände. Da sagte Talleyrand: „Die Schwierigkeit, welche Sie in Ihren Bemühungen finden, überrascht mich nicht. — Es ist nicht leicht, eine neue Religion einzuführen. Aber eins würde ich Ihnen raten zu tun, dann dürfte es Ihnen gelingen.“ Das klang ja sehr verheißungsvoll. Darum fragte Lepaux hastig: „Und das wäre?“ Talleyrand antwortete: „Es ist dies! Tun Sie Wunder, machen Sie Tote lebendig, heilen Sie alle Arten von Krankheiten, treiben Sie Teufel aus, darnach lassen Sie sich kreuzigen, begraben, und stehen Sie wieder von den Toten auf, dann werden Sie zum Ziele kommen.“ Man sagt, Lepaux habe sich daraufhin schweigend entfernt.



Lampen.

Ein Reisender aus Sibirien erzählt:

„Ich sitze auf dem Perron der Station, etliche hundert Werst von Kursk entfernt. Dicht neben mir sitzt ein gesunder Muskit und kaut auf seiner Tabakspfeife. Ich frage ihn, ob er weit fahre.“

Er antwortet langsam und wichtig:

„Nach Omsk, zwecks elektrischer Lampen. Bei uns im Dorfe ist eine elektrische Leitung eingerichtet, weißt?“

„Schon lange?“

„Nicht besonders.“

Ich ersuche ihn mir darüber zu erzählen, wie sie zu dieser Erfindung der Neuzeit gekommen sind. Und es folgt sein wörtlicher Bericht:

„Als wir erfuhren, daß im Oktober in Omsk die Macht des Sowjets die Oberhand behalten habe und daß der „Sizilismus“ eingeführt werden solle, versammelte sich unser Dorf und beschloß zu erfahren, was eigentlich los sei. Der Greis Leo wurde gewählt. Wir gaben ihm 30 Rubel und schickten ihn nach Omsk, um sich die Sache anzuschauen, ob die Zahl der Bolschewisten groß und was eigentlich der „Sizilismus“ sei.“

Am 2 Wochen kehrte der Alte zurück mit einem Soldaten. Wir versammelten uns wieder, stellten den alten Leo auf den Tisch und hörten zu. Er behauptete, daß alles gut stände. Uebrigens wies er uns an den Soldaten, der wisse alles besser als er. Wir fragten diesen, wer er sei. Er behauptete, er sei eben ein Bolschewist und „Kommunist“ und war geneigt bei uns zu bleiben, falls wir ihn als Kommissar wählten. Er wurde einstimmig gewählt.

Da wir jetzt mit einemmal Bolschewisten geworden waren, fühlten wir uns verpflichtet, etwas zu vernichten, um das Nötigste wiederherzustellen.

Nun, zu vernichten gab es bei uns nichts. Der Soldat behauptete:

Wenn wir „Kommunisten“ sind, so müssen wir requisieren. Habt ihr „Burschui?“ Wir schwiegen, denn wir verstanden ihn nicht.

Er meinte, wir könnten uns selbst nicht und er wolle die Bourgeoisie schon finden. Mit sechzig Mann fuhr er in ein nächstes Dorf. Tags darauf kamen sie wieder und führten zwölf Mann mit sich und zehntausend Rubel. Der Soldat sagte:

„Da habt Ihr die Burschuasija.“

Also sie wurden mit zweiundvierzig tausend Rubel belegt.

Also hatten wir ein Kapital von zweiundfünfzig tausend.

Wir wurden versammelt, Leo ist Vorsitzender.

„Jetzt“ sagte er, „haben wir requisirt, aber was werden wir weiter machen?“ Einige meinten, es müßte eine Schule gebaut werden, andere — es müßte ein Auto gekauft werden, um Luftfahrten zu machen, der Soldat jedoch meinte anders:

„In den Städten hat man überall Elektrizität, daher auch niemals Feuer. Er machte uns klar, wie eine elektrische Leitung herzustellen sei.“

Es wurde nach Omsk geschickt, um die Maschine zu holen.

Nach langer Zeit kam dieselbe an, mit ihr noch vier Mann.

Auf unsere Frage, wer sie seien, sagten sie: „Remonteur.“

Nun gut, heiß wie du willst, nur mach Deine Sache gut.

Also die elektrische Leitung wurde zuerst ins Haus des Popen geführt. Dieser wurde aus dem Hause vertrieben. Bald brannten die Lämpchen hell und wir äußerten den Wunsch, daß in jedem Hause so ein Lämpchen glühe. Das wurde ausgeführt.

Die Muskiti der nächstliegenden Dörfer beschauten sich die Sache und baten auch um eine Leitung. Für bescheidenes Geld wurde so eine eingerichtet. Die Nachbarn besuchten die Burschuasija, brachten es bis sechzigtausend und ließen sich elektrische Lampen anbringen. Die Sache macht sich — wir verdienen. Bei uns in der Umgegend spricht man jetzt nur von kaltem Feuer. Es ist sehr praktisch. Licht so viel man will — ohne jegliche Feuergefähr. Nur eins ist ungemütlich, — an dem verdammtten Glühlicht ist nicht anzurauchen.“

Frei übersetzt nach M. Gorkij.



Die letzte Nacht im Vaterhaus.

Die Jugendzeit war schnell entschwinden,
Nun kam des Lebens hart Gebot;
Noch ein'ge, wen'ge, heil'ge Stunden,
Dann sollt ich essen fremdes Brot:
Am nächsten Morgen sollt ich ziehen aus
Nach einer letzten Nacht im Vaterhaus.

Nach einem kräftigen Abendsegen,
Den mir der Vater mit ins Leben gab,
Konnt ich mich hin zur Ruhe legen,
Doch Trän um Träne floß die Wang herab,
Viel Stunden nagte noch im Stroh die Maus
In jener letzten Nacht im Vaterhaus..

Die Mitternacht war längst verstrichen,
Da sah ich plötzlich Lampenschein:
Auf leisen Sohlen hergeschlichen,
Kam an mein Bett mein Mütterlein.
Es gab für sie noch einen harten Strauß
In meiner letzten Nacht im Vaterhaus.

Lang stand sie da in tiefem Kummer
Und sah mich an, der schein ar schlief,
Nicht störe d meinen sanften Schlummer,
Ihr wallend H rze brünstig r ef:
„Ach Gott, bewahre ihn im Sturmgebraus
Nach dieser letzten Nacht im Vaterhaus!“

Dann hauchte sie, ich sah sie zittern,
Auf meine Wange einen sanft en Kuß.
Noch heute will mein Herz zersplittern.
Wenn ich der alten Zeit gedenken muß,
Doch macht es mir die falsche Welt zu Krans,
Gedenk ich jener Nacht im Vaterhaus.

Noch heute wein ich bittere Tränen,
Gedenk ich an mein Mütterlein;
Es dringt ein unermesslich Sehnen
In meine wunde Brust hinein.
Und über alles raget w. it hinaus
Ihr Blick aus jener Nacht im Vaterhaus. K. M.



Ein Lied aus dem Leid.

„Will gar nichts mehr sein, nichts gelten.“

Dieses innige und tiefe Lied hat einen tragischen Ursprung. Die Verfasserin war eine Diakonisse von Gottes Gnaden. Sie hatte in ihrem Mädchenalter von Florence Nightingale, der mermüddlichen Pflegerin im Krimkriege gelesen und beschloffen, ihre Kraft in den Dienst des Herrn an den Kranken zu stellen. Sie machte sehr schnelle Fortschritte, so daß sie bald eine hervorragende Stelle in einem Krankenpflegerinnen-Institut, welches mit einem Hospital in Verbindung stand, einnahm. Ihre blühende Gesundheit, ihre eisernen Nerven und ihre körperliche Kraft ließen sie fast unermüddlich tätig sein. Ermüdung kannte sie kaum und Schlaf brauchte sie nur wenige Stunden. Bei jeder neuen Not schien doppelt soviel Kraft zu durchströmen. Wenn sie in die Säle der Kranken trat, war es, als huschten die Sonnenstrahlen durchs Fenster. Auf ihrem Antlitz lag ein Zug von Mitleid und Sympathie für jeden Leidenden. Dazu konnte sie sich so leise durch die Säle bewegen, daß sie niemanden störte. Alle Patienten verehrten sie aufs höchste; sie war ihnen die Verkörperung der Kraft, der Seelenstärke, des Mitleids und der Reinheit.

Da kam der 10. August 1869. Es wurde ein Mann, ein Riese an Gestalt und Kraft, ins Hospital gebracht, weil er einen lebensgefährlichen Fall getan hatte. Eine flüchtige Untersuchung sagte dem Arzt, daß die Rettung nur möglich wäre bei sofortiger Vornahme einer lebensgefährlichen Operation. Eiligst rief er die tüchtigsten Gehilfen zusammen, um die Operation vorzunehmen. Als einzige Vertreterin ihres Geschlechts war unsere Diakonisse unter denselben. Sie war als eine der ersten zur Stelle und machte auch nie einen besseren Eindruck wie heute. Mit bis an die Schultern aufgerollten Ärmeln stand sie wie eine Athletin unter den Ärzten. Nun war damals die Kunst der Betäubung der Patienten noch nicht so weit gediehen wie heute, wenn es auch schien, als sei der bewegungslos auf dem Operationstisch liegende Riese

vollständig unter dem Einfluß des Chloroforms. Der Arzt beugte sich über den Kranken, um die Operation zu vollziehen. Raum hatte jedoch das scharfe, spitze Messer den ersten Schnitt getan, als der Patient aus seiner Betäubung erwachte und sich wie ein Simson auf den Operateur warf. Die Brust und Arme des Patienten drückten den Arzt sofort nieder, während der Rumpf und die Füße auf dem Operationstisch liegen blieben. Die Assistenten standen bleich vor Schrecken und rührten sich nicht, während die Diakonisse den Kopf des Patienten faßte und stützte, so daß sie ihn langsam auf den Tisch zurückschieben und den Arzt dadurch befreien konnte. Während derselbe sich vorsichtig aus der gefährlichen Lage befreien wollte, stieß ein Assistent gegen den Tisch; derselbe fiel nebst seiner schweren Last um und raubte der Diakonisse das Gleichgewicht, sodaß sie direkt in das nach oben gerichtete Messer des Arztes fiel. Das Messer verletzte ihre Wirbelsäule, sodaß die Schwester ohnmächtig zusammenbrach. Ihre große körperliche Kraft hielt den Tod noch zwei Tage von ihr fern. Nach einigen Stunden kam sie wieder zum Bewußtsein und seufzte: „O Vater, warum hast du mich verlassen?“ Darauf fiel sie wieder in ihre Bewußtlosigkeit zurück. Dann kam ihr letztes Erwachen.

Mit ernstem Angesicht und feierlichem Ton sagte sie zu der Wärterin: „Maria, schreibe auf mein Täfelchen, was ich oben gedichtet habe.“ Darauf diktierte sie, und Maria schrieb folgende Worte:

Will gar nichts mehr sein, nichts gelten,
Auf Jesum nur wart ich still,
Wie er mich, den armen Scherben,
Noch irgend gebrauchen will.
Entleert lieg ich ihm zu Füßen,
Bis er mich füllet mit Del,
Daß einzig sein Leben mög fließen
In Strömen an Leib und Seel.

Will gar nichts mehr sein, nichts gelten,
Er führ mich allein hinfort.
Will er mich als Werkzeug brauchen,
So diene ich ihm auf's Wort.

Wohin er mich dann mag senden,
Weiß ich ihm mein Leben zum Preis;
Will er, daß mein Schaffen soll enden,
So ruh ich nach seinem Geheiß.

O selig, nichts sein, nichts gelten,
Mag's schwer auch dem Fleisch eingehn!
Gern will ich in Staub mich beugen,
Daß man nur mag Jesum sehn.
Ich nichts, er alles in allem,
Wie quillt dann der Segen so rein!
Laßt jubelnd die Stimme erschallen
Zum Lob und zum Preis ihm allein!

(„Für alle.“)



Am der Väter Glauben.

Erzählung aus der Gegenwart von B.

„Liese,“ rief die Mutter ihrer Jüngsten aus der Küche wo sie gerade den Rollkuchenteig anrichtete, „komm, bring Papa den Zettel in die Scheune hinaus; dann trag ihn weiter zu Tiefens!“ — Eilfertig kam die Gerufene, ein blonde Lockenkopf, von der Schaukel draußen. — Außer dem Liescher hatte das friesische Haus zwei Söhne, beide schon in den Zwanzigern. Jakob, der ältere, hatte als Sanitär auf einen Zuge gedient, war auf diese Weise in Rußland weit herum gekommen, ja hinaus bis an die Karpaten in Galizien. Mit eigenen Augen hatte er beobachtet, wie die Kriegsfurie verheerend durch die Lande zog, wie Sittenlosigkeit und Verbrechen ihr schamlos folgten, und die betroffenen Gegenden so mit namenlosem Elend, mit Schande und Armut, ja mit Hunger und Krankheit bedachten. Bei der ersten Mobilisation von Memnoniten-Reservisten am 1. September 1914 hatte er sein Elternhaus verlassen müssen. Der jüngere Bernd war erst 1 Jahr später eingezogen worden.

Von der Alt-Berdjansker Forst, der ersten Etappe des 1. Kronsdienstes, ging's dann bald in die Urwälder des Nordostens, wo die russische Regierung eine Fabrik für Kriegs-

zwecke angelegt hatte. Ein Hüne von Gestalt und feurig von Natur, hatte Bernd sich seine militärische Laufbahn ganz anders vorgestellt. Er konnte sich daher später nicht damit ausöhnen, seine sehnigen Arme nur immer an den ungefügigen Baumstämmen „knurr“ zu machen. Abseits vom Leben, verbannt in die Einsamkeit der Urwaldwüste, eingengt und belästigt von dem Lärm des geisttötenden Kasernenlebens — bis zum Ueberdruß, blieb er unbefriedigt. So wars gewesen.

Jetzt seit einem halben Jahre daheim, waren sie mit neuem Eifer daran, dem Vater die Wirtschaft zu besorgen. Die Ernte ist da. Die beiden Binder*) standen gerüstet im Hofe. Auch die Dreschmaschine war fertig bis auf den großen Elevator. Der Vater, ein rüstiger, würdiger Mann, arbeitete nun mit beiden Söhnen an der Ausbesserung desselben, wozu sie ihn auf der reinen Diele der großen Querscheune ausgebreitet hatten. Manchen Querstab hatte der Elevator im letzten Jahre verloren und sonst noch Löcher bekommen, denn weil der Vater unter den ungeschickten fremden Arbeitern zu allem allein war, hatte ers nicht so in Stand halten können.

Was sind doch zwei eigene, so gescheite Jungen dem Vater für eine herrliche Hilfe! Und das rauhe Leben draußen hat sie daheim noch brauchbarer gemacht. Die Kenntnis von Land und Leuten und Verhältnissen ließ das schöne Heim im Süden Rußlands gewissermaßen als ein Stück Paradies erscheinen, zum mindesten soviel, wie das Land Gosen in der großen ägyptischen Umgebung. —

„Papa, ein Zettel!“ kam das Nesthäkchen in eiligem Lauf heran.

„Was ist's denn? Wieder ein Verbot oder eine Steuer, eine Taxe oder gar eine Lieferung?“ forschte der Vater und faltete den Papierstreifen auseinander.

„Ja die Zettel gehen immer noch, je länger, desto mehr,“ knurrte Bernd. „Im raschen Wechsel sind wir nun bis zur vierten Regierungsgewalt gekommen. Befehlen können sie alle,

*) Selbstbindemähmaschine. Der Kalenderschreiber.

aber bessern mag keine. Ausgenützt und ausgebeutet zu werden, dazu sind wir da.“

„Na Brüderchen, doch man nicht so vorlaut,“ beschwichtigte ihn sein Bruder, der die Holzstäbe an der Leinwand befestigte. „Sieh, die Entfernung der dritten Regierungsgewalt, wenn man die „Roten“ überhaupt so nennen darf, durch die vierte ist meines Erachtens eine der größten Wohltaten der heutigen Regierung. Ob wir fünfe noch alle leben würden, ob wir noch was zu brechen und zu beißen hätten, oder unsere Blöße zu decken, wenn die Volksbeglucker ihre „Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit“ weiter durchgeführt hätten? Na, ich meine!“ „Schon recht,“ nickte der jüngere Bruder, „das verkenne ich nicht. Meinen Dank wollt ich ihnen dafür wissen: am liebsten wäre ich mitgegangen, um auf die rote Bande dreinzuschlagen. Allein, jetzt haben sie uns schon vergessen. Ich hoffte, nun würde alles hübsch geordnet; es muß doch Gerechtigkeit nach allen Seiten eingeführt werden. Alle Produkte, die wir liefern, werden strenge in Taxe genommen; alles dagegen, was wir nötig haben, ist der Willkür überlassen; und die stellt Preise, daß einem die Haare zu Berge stehen. Die Eier, zum Beisp. sollen wir für 1.20 das Zehntel lassen, einfache eiserne Schuhnägel mit 60 Abl. das Pfund bezahlen; das Fleisch ist ca zehnfach gestiegen, einfaches Oleonast (Maschinenöl) dreißigfach. Kaufe mal ein Brett, Nägel, eine Feile, eine Forke, eine Schaufel, eine Sense usw. Ob ich nächsten Winter auf Holzpantoffeln zur Kirche gehen muß?“

Nun ließ sich der Vater vernehmen: „Hier, Jungens, horcht mal her. Da ist Antwort auf eine Frage, die euch und mich schon lange beunruhigt hat:

Bekanntmachung.

Es ist bekannt gegeben, daß die bestellten Arbeiter nicht zu haben sind, folglich keine kommen. —

ferner ist anzugeben: 1. Wieviel Arbeitslose im Dorfe vorhanden sind. 2. Wieviel deutschstämmige Ukrainer den frein Wunsch haben, in das deutsche

Heer als Kriegsfreiwillige einzutreten. Jrgend welcher Druck ist nicht geplant.

.....den 9.VII.

1918.

Vorsteher.....

„Bitte Papa,“ bat Jakob, „was war das „zweitens“?“ Der Vater las und wiederholte dann mit Nachdruck: „Jrgend welcher Druck ist nicht geplant.“ Bernd schaute mit Spannung auf den Vater.

„Wie korrekt aber diese Deutschen sind!“ sagte erstaunt der Vater. „Es liegt doch in ihrem Interesse, die waffenfähige Mannschaft bis zum Letzten zu bekommen. Direkten Hochdruck würden einige andere Staaten angewandt haben. Oder aber so allerlei Mittelchen, einem gewissen Zwang verzeiwelt ähnlich.“

— „Wie nennt man uns da?“ fragte Bernd, erhob sich und langte nach dem Zettel. Er las ihn nochmals.

„Deutschstämmige Ukrainer!“ erklärte der Vater und setzt dann hinzu: „Es scheint der Gedanke an eine Zuzählung zur Ukraina nicht ausgeschlossen zu sein. Freilich, nur eine Andeutung ist's, und man kann keine bestimmten Schlüsse daraus ziehen. Taktvoll handeln die „Germanen“ also auf jeden Fall: 1. dem ukrainischen Staate gegenüber und 2. was mit Bestimmtheit zu sagen ist, unserer Ueberzeugung von der Wehrlosigkeit gegenüber. Und das muß ich ihnen hoch anrechnen.“

— „Wieso, Papa, wie meinst Du das?“ forschte Bernd.

— „Sieh mal. Jedermann hält seine persönliche Ueberzeugung, wenn er eine hat, für die richtige, und da muß die abweichende oder gar gegenteilige eine irrige sein. Oder: sogar zugegeben, daß auch diese oder jene fremde Auffassung manches Gute für sich hat, denkt man doch: das Bessere ist des Guten Feind — ich halte so und so einen Standpunkt für den richtigen, also den besten, und daher ist das meine Ueberzeugung, eigentlich sollten auch alle andern das erkennen wie ich. So gehts den Deutschen und auch andern mit der Wehrhaftigkeit und uns mit dem Gegenteil.“

Nun aber noch eins: Sie haben die Macht, wir — die Ohnmacht, wir sind vollständig machtlos. Wie nahe liegt's nun, uns die scheinbar Verirrten, mit Gewalt zu seiner Ansicht zu befehlen. Das haben die Völker und Religionsgemeinschaften in früheren Jahrhunderten so oft getan. Sie setzten ihren Opponenten den Fuß auf den Nacken und traten sie in den Staub. Das tun die Deutschen heute nicht.

„Jrgend welcher Druck ist nicht geplant!“ —
freiwillig! —

Darfst du nicht, plagt dich dein Gewissen, na, so laß es sein; magst gehen, wo der Pfeffer wächst!

— „Aber Papa... Hör mal, Papa...“ platzten beide Brüder los. „Na Bernd einen Augenblick gib mir. Also Papa, so rein und frei werden die Deutschen wohl nicht sein. In H. und in K. schien doch was hinterher zu sein. Und von Sagar. berichtet man von einem direkten Muß.“

— „Und trotzdem, mein Lieber, sage ich dir: Von der deutschen Regierung ist kein Druck angeordnet, die ist — und das glaube ich fest — durchaus loyal und human. Ob vielleicht irgend ein Leutnant? — ich weiß ja nicht —, glaube kaum. Sollte es wirklich der Fall sein, so nur indirekt. Daß ich dir's nur offen sage: In den meisten solchen Fällen sind einige unserer Vordermänner die eigentliche Ursache. Einige Prediger, Schulzen, Lehrer und andere einflußreiche Personen sind die Abgetretenen vom Bekenntnis und haben dann jene dazu veranlaßt. Für gewiß sage ich euch: Uns wird nichts geschehen, als was wir selbst uns machen.“

In Preußen selbst schleppt man die Mennoniten gegen ihren Willen nicht in den Schützengraben: Hast du so ein — zimperliches Gewissen, wie sie wohl meinen, wohl, so geh zum roten Kreuz als Sanitäter, oder in den Zufuhrdienst (Obos). Das gewährleistet die preussische Kabinettsorder von 1868.“

— „Na, Respekt vor den Leuten, die fremden Glauben auch achten,“ gab Jakob offen zu.

— Und Jungens, laßt uns auch ihren Glauben nicht geringschätzig behandeln. Bei allem Festhalten an der selbst-

erkannten Wahrheit darf man die Menschen wegen einer andern Ueberzeugung nicht verachten freilich kommt jenen die Verweigerung des Kriegsdienstes wenig ehrenhaft vor.“

— „Papa, das ist ja eben,“ ereiferte sich der junge Riese, „jene müssen uns für Schlafmützen, für Feiglinge halten. Vater, ein Hase bin ich nicht. Und denkt einmal zurück: Der „Rajonej Szwet“ hauste ganz nach Belieben, Tag und Nacht ruft unsere Sechensfuhrwerke gehen, Reitpferde nahmen sie aus den Ställen und jagten sie kaputt, wie z. B. unsere „Kastotschka,“ *) u. s. w.; na, wir wissen ja alles. Und niemand erbarmte sich über die Räuber. Mit ein paar von ihnen hätte ich allein aufgewaschen.“

Der Vater stand auf: „Aber Bernd, denke doch nur, was du da zu machen? Die blauen Bohnen aus dem Feuerrohr sind mächtiger als die derbsten Fäuste. Das ruhige Verhalten, die Willfährigkeit waren gerade unsere Rettung. Da haben wir im Erliegen gesiegt. „Es ist zum Tollwerden,“ haben die Roten gesagt, „die Leute geben alles, tun alles, keiner wehrt sich, was können wir ihnen da antun?“ Sieh mal, mein Bester, ich würde nicht wollen, sie würden, sozusagen, bewaffnet. Glaub mir, mein Junge, wieviel Tote hätte es gegeben in unsern Molotschnaer Kolonien und wohl auch Schandungen, falls man Gewalt gegen Gewalt gebraucht hätte. Und so neuen Heißsporn wie unsern Bernd hätten sie als ersten über den Haufen geschossen. Salomo sagt: Wer seines Mutes Herr ist, ist besser, denn der Städte gewinnet. —“

— „Ja, Papa,“ bekräftigte der Älteste, „dafür sind wir bewaffnet zur Hand. Zum Beisp. organisierte man sich in einem russischen Dorfe, wohl Eugensfeld, zum Selbstschutze. Den Roten kamnte der Boden schon unter den Füßen, sie gingen schon an zu retirieren. Und doch sind 21 bewaffnete Männer von, wie man sagt, 5 Roten niedergeschossen worden.**) Von dort wird berichtet, daß gerade der Versuch eines bewaffneten Widerstandes

*) Kastotschka = oft gebräuchter Pferdename. Der Kalenderschreiber.

***) Ein erschütterndes Ereignis war es. Darüber wurde s. B. in der Zeitung des Kalenderschreibers ausführlich mitgeteilt.

die Ursache des Blutbades war. Uehnliches erzählt man noch mehr.“

Diese hatte auf den Zettel gewartet, nun wurde sie unruhig: „Soll ich den Zettel nicht wegtragen?“

— „Nimm, nimm, Schwesterchen, bring ihn weiter, damit alle jungen Kerls das wissen und sich melden können. Ich gehe auch! Und wenn wir erst gelernt haben, dann soll nur wer kommen, unser Lieschen anzulasten oder unser Eigentum!“ Mit diesen Worten überreichte er ihr das Blättchen und blickte erwartungsvoll zum Vater hinüber. Nun gibts was.

Schwesterchen hatten sie sehr lieb, es war auch nur diese eine, — eine so herzige, lebendige, kluge. Ueberhaupt umschloß das ganze Haus ein starkes Familienband. Die Eltern hatten schwer daran getragen, als beide Söhne draußen waren und immer nicht wiederkehrten. Am Familientische fanden sich damals nur Vater, Mutter und Lieschen, die Brüder mußte man täglich vermissen. Allein trotz der Entfernung hatten sie die Elternliebe auch dann immer wieder schmecken dürfen, unter anderm in Gestalt von Wurst, Rippchen, Butter, Schinkenfleisch, Dörrobst. Auch manches Brieslein war über Berg und Tal geflogen.

Aber die Trennung hatte sein müssen; die Pflicht gegen die leidende Menschheit und das Vaterland hatten solches erfordert.

Daß aber nun Friesens eigener Sohn selbst hingehen wollte, um dressiert zu werden, Menschen zu vernichten, das ging dem Mennoniten ganz gegen sein Erkennen und fühlen. Er war ein Mann von festen Grundsätzen. Daß sein Bernd, sonst so gescheit, abtrünnig werden sollte von dem Bekenntnis der Väter, dessen Wahrheit jene mit Dransezung von Gut und Blut bestätigt hatten?!

So schwirrten die Gedanken durch Herrn Friesens Sinn. Schon hatte er ein gar heftiges Wort gegen seinen Jüngsten auf den Lippen, aber er hielt inne, denn Bernd änderte seine Meinung auch nicht bald, zumal nicht wegen einer schroffen Behandlung.

Jakob hatte verwundert zu seinem Vater aufgesehen, weil derselbe zu Bernds unerhörtem Entschlusse nichts sagte, schwieg

aber auch einstweilen. Bernd selbst hatte den inneren Kampf des Vaters gemerkt und wartete gespannt, was nun kommen werde. An dem andauernden Schweigen fühlte der Sohn, wie nahe dies dem Vater gehe.

„Papa, Du sagst ja nichts dazu?“ hob er an.

— „Mein Junge, warum willst du das tun? Waren nicht deine Mutter und ich und Jakob dabei, als du in der Kirche das Bekenntnis der Väter als das Deinige annahmst? Bekannte mein Bernd nicht auch mit einem feierlichen „ja“? Oder sagtest du „nein!“? Oder hast du uns und andere täuschen wollen mit einem falschen „ja?“ —

Betroffen stand Bernd auf und erklärte: „Aber bitte, Papa, so ist das nicht gemeint!“

— „Doch, doch!“ beharrte der Alte.

— „Sieh nur, Papa! Ich stehe so: Alles, was wahr und recht ist, das soll für mich gelten. Ich will Wahrheit und Gerechtigkeit. Ehrlich will ich sein und bleiben. Ob ich immer alles tue, nein, noch lange nicht, aber ich will. Nun — die Wehrlosigkeit. Damals in der Kirche kam mir das alles so schön vor, es war ja auch Friede in Europa und Friede in unserm Dorfe. Es galt damals noch nicht die Probe. Dann kam der Krieg. Na, es ging ja noch, allein es kam mir so dumm vor, ich meine das Leben auf der Forstei: im Müßiggang im Betrügen der Vorgesetzten, in Willkürakten, ja bis zu . . . na, ich schweige da lieber. Wir waren natürlich nicht alle dabei. Papa, du brauchst dich deines Bernd nicht zu schämen, ich kam dir und Mama frei und ehrlich in die Augen sehen! Viele, viele aber ließen sich gehen oder leicht mitziehen; so viele, daß mir die Forstei wie eine böse Anstalt vorkam, Menschen zu verlodern. Wenigstens dumm kam mir vor, wenn ich das in Verbindung brachte mit unserm schönen Bekenntnis. Die Forstei war schuld daran. Den Rest der Wehrlosigkeit verlor ich in diesem Winter, als die Bolschewiki hier herrschten. Räteregierung nannten sie sich, Diebe und Mörder waren sie . . .“

— „Papa, Jakob, Bernd; bitte zu Mittag! Kommt, Mama ist fertig!“ fuhr die ungestüme Liese dazwischen.

„Was gibts?“ fragte Jakob.

— „Kollfuchen mit Syrup und Fleisch und dicke Milch!“ antwortete die Kleine prompt. „Zuckerand haben wir zu wenig.“

Papa Friesen legte das Werkzeug auf die Hobelbank und sprach dann mit Bewegung: „Daß ich einen ehrlichen treuen Bernd an dir habe, hat mir schon viel Freude bereitet. Dankschön, daß du draußen mannhaft und gescheit geblieben bist und hast dich nicht unter die Träber gemengt. Das vergesse ich dir nicht. — Doch habe ich geglaubt, daß du fester stehest im Bekenntnis und mein Schmerz ist, daß ich mich darin an dir geirrt habe . . .“

— „Aber, lieber Vater! . . .“ hob Bernd dazwischen an, „laß mich mal . . .“ —

— Unbeirrt fuhr der Vater fort: „Fremd sind mir auch deine Zweifel und Kämpfe. So habe ich unser Bekenntnis nie angezweifelt. Was soll ich dir darauf sagen? Ich verstehe nicht, es dir schön aus dem Worte Gottes auszulegen, das sollten die Lehrer, die „Ohms.“ Und wahr ist es doch und gibt Segen dem, der sich darnach richtet. Für mich habe ich auch genug Klarheit. Dem ganzen Evangelium fühle ichs ab: Nicht die Faust, die Gewalt soll unter Christen entscheiden. Ich meine: Der Krieg dient dem Prinzip des Todes, wir dagegen wollen dem Lebensprinzip dienen. Im Testament steht geschrieben: „Was sollen wir tun, Gutes oder Böses? Das Leben erhalten oder verderben?“ — Alle diese hundert verschiedenen Waffengattungen, die Millionen Pud von Patronen, Minen, Granaten, Schrapnels, Bomben, die verschiedenartigen höllischen Sprengstoffe, die Flugmaschinen und Tanks, die Unterseeboote, Kreuzer, Dreadnoughts u. s. w. dienen zum Verderben der Menschen; und der militärische Drill der Massen lehrt diese Mittel am wirksamsten gebrauchen. Bernd, das Leben erhalten oder verderben? — „Verderben!“ dröhnt uns die Antwort der ganzen Kriegstechnik tausendfach entgegen.

Und vernichtet werden nicht die Unnormalen, die Irren, die Gebrechlichen, die Alten, die Degeneraten, nicht die Verdorbenen und Verkommenen, sondern die Besten, die Auslese der Gesellschaft. Und im Gefolge des Krieges namenloses Elend, ein Heer von Witwen und Waisen, ein Meer von Blut und Tränen, eine Legion entfesselter Dämonen. Und die Motive, sowie Zweck und Ziel der Kriegsführung? Doch in seltenen Fällen — Gerechtigkeit. Da konnte Armenien ausgeschlachtet werden vor den Augen der ganzen Welt, da konnte das kleine Burenvolk zu Grunde gerichtet werden, Europa rührte sich nicht! Bernd! Gewalt ist Recht für die eigenen Staatsinteressen, während du dir doch die Wahrheit zur Grundlage des Rechts erwählt hast.“

— „Bitte zu Mittag!“ wiederholte Eise und faßte den so ernstesten Papa an die Hand.

— „Ach ja, Jungens, kommt!“ Damit traten die beiden ab, während die Brüder in den Stall an den großen Wasserlauf traten, um die Hände zu waschen.

Dem Bernd ging es vielfach wie weiland dem Feldhauptmann Joab; der hatte ein Schwert, das ging gerne aus und ein, dieser eine solche Faust.

„Na, Bruder, auf dem Holzwege bist du doch bei all deiner Ehrlichkeit,“ zapfte Jakob den heißblütigen Bernd an.

— „Und die Feiglinge, die Heuchler und Lumpen pilgern denn wohl auf rechter Straße,“ versetzte jener kurz; „na, ich bedank mich schön!“

— „Bernd!“ erwiderte Jakob gereizt, „diese Beschimpfung des Mennonitentums verbitte ich mir gänzlich! Das leid ich nicht! Du ziehst uns ja ganz aus und sprichst uns jeden Mut ab. Das ist unwahr!“

— „Und doch sage ich: Memmen sind sie! Nicht Mennoniten, sondern Memmeniten! Wie beregnete Hähne standen sie vor den Roten! Wie bedrückt saßen sie auf dem „Schulzenbock“ mit den Creti und Pleti, als der Ziegelbrenner mit der Wintowka*) zur Beratung erschien. Ich war voll bis oben. Dieses Chor

*) Wintowka = (Kugelbüchse).

sch anpacken und nausschmeißen; ihm die Haut gründlich zerben und in die Kutuska stecken . . . —“

— „Und dann? Und die Maschinengewehre und Handgranaten oder Kanonen in Alexandrowsk? Brauch doch deinen Verstand! Zehn Mann für einen hätten sie genommen. Wahnsinn wärs gewesen, aber keine Heldentat! Nein, nutzlos oder gar zum Schaden der Gesellschaft gehen wir nicht vor. Aber unser Leben einsetzen zum Wohle der Menschen und wenn es sein soll zu sterben, das haben wir bei aller Wehrlosigkeit bewiesen. Das können echte Mennoniten! Bernd! Sprich; in welchem von zwei Fällen erkennst du mehr Mut: Sein Leben für eine Sache einsetzen mit Gewehr? Oder: Ohne Gewehr sein Leben in die Schanze schlagen?“

— „Na, das ist schon klar!“

— „Mir auch. Wofür haben meine Kameraden und ich die Georgsmedaille bekommen? Und du hältst mich für einen Feigling?“

— „I bewahre, Jakob! Dich kenn ich doch von früher schon.“

— „Ach Bernd! Wärs du doch dabei gewesen, wie unser Sanitätszug mit gelöschten Lichtern bei Nacht und Nebel in Galizien von der Station Saleschtschiki zur nächsten nach Verwundeten in die Feuerlinie fuhr. „Freiwillige vor!“ hatte man aufgefordert. Gut, wir gingen! Kaum stand der Zug, so zings schneidig aus Werk. Richtig, einige dreißig Mann Verwundeter lagen da. Wie wir sie hineingebracht, weiß ich nicht mehr, jedenfalls nicht kunstgerecht, denn wie Bienen summten die Kugeln an uns vorbei, während die Granaten im feurigen Bogen über uns hinüber und herüber flogen. Wir befanden uns also im Kreuzfeuer zwischen zwei Linien. Der Oberarzt, immer vom wehrhaften Prinzip — also keine Schlafmütze — kniete zu Anfang auch seine Wagentür, um selbst dabei zu sein. In dem Augenblick schlug eine Kugel an die Treppe oder Schwelle. «Пуля, ест Бог, пуля!» konnte er nur noch aufschreien, damit knallte er die Tür zu und ließ sich nimmer blicken. Freilich, es rieselte uns auch was durch die Glieder,

aber wir haben nicht einen Kranken liegen lassen. Als wir losfahren, beleuchtete uns ein brennender Schuppen, den sie eben in Brand geschossen hatten. Es ging doch glatt ab. Das ist so ein Pröbchen. Deren sind von Menmoniten jedoch viele, besonders an der kaukasischen Front ausgeführt. Laß mal die Chakiblusen auftreten und berichten, du solltest dein blaues Wunder sehen! Was unsere Kameraden dort geleistet und gelitten haben bei Hunger und Frost und in den allerschwierigsten Lagen. Sie haben ihr Leben nicht geschont, und damit bewiesen, daß echte Menmoniten keine Memmen sind, sondern für den Nächsten sterben können. Und es ging lange nicht immer glatt ab. Die Eltern solcher Kerle bekamen dann wohl das Telegramm: «Вашъ сынъ, прекрасный санитаръ, погубъ такого-то числа, тамъ-то!» Nachher kam das Gepäck. Mancher Vater, manche Mutter sah ihren Sohn mit uns hinausziehen, allein kein Zug bringt ihnen ihren als Opfer der Nächstenliebe Dahingegebenen wieder. Doch das alles zählt bei euch ja nicht. Wenn man das Gewehr nicht nimmt, so ist man ein Feigling und damit Basta!

— „Na, solches laß ich mir gefallen. Das gibt sogar Opfer. Allein, das war dort draußen, aber hier zu Haus?“

— „Bei uns zu Haus? Na, denk doch ein wenig nach. Als Potolachow das Gnadenfelder Gebietsamt einnehmen wollte und manche schon vorher zitterten . . .“

— „Da ist es doch! Das meine ich eben!“ fuhr Bernd dazwischen. „Wie die Pappelblätter!“

— „Hör nur weiter. Einige ja, freilich, wie Espenlaub! Solche gibts aber in jedem Volk und Lande. Andere standen da wie ganze Männer. Sonnabend kam W., ein ganz junger Kerl, ins Gebietsamt. Er war der Vertreter der Mobilisierten. Es sollte ein Ausweg gefunden werden, die Pläne des Räuberhauptmanns zu vereiteln. W. stellte mit einigen andern ein Protokoll über den Uebergang der Verwaltung und der Kasse an das allerneueste Regim, ließ sich die Kassenschlüssel einhändigen. Er verblieb nun da als Vorsitzender der Sowjet-Verwaltung des Gebietsamtes und erwartete sonder Furcht der

Dinge, die da kommen wollten. Potolachow (im Volksmund öfter Portolack) hatte an alle russ. Dörfer die Aufforderung geschickt 4 bewaffnete Vertreter nach Gnadenfeld zu entsenden zwecks Stürmung des Gebietsamtes. Schon Samstag trafen einige ein, die meisten Sonntag morgens. Die Bande sammelte auch die russ. Arbeiter in Massen um sich und kampierte ein- weilen am Ende des Dorfes. Eine Aufforderung W—s ins Gebietsamt zu Verhandlungen zu kommen, wurde abgelehnt. Endlich am Nachmittage kamen sie in hellen Haufen hereingestürmt, natürlich mit Waffen. Ohne Waffen stand W. ihnen gegenüber — wie ein Fels im wilden Meer. Mit Gebrüll verlangten die Nordbuben die sofortige Herausgabe der Kassenschlüssel. Mit ruhigen, sachlichen Worten erklärte W., daß der Umsturz bereits geschehen sei, er, W., sei Vorsitzender geworden und fordere nun die Kameraden zur Bildung einer neuen Verwaltung auf. Potolachow wollte auf nichts eingehen, schimpfte und tobte: „Das ist nicht bolschewistisch, sondern man muß schlagen, mit Gewalt nehmen u. s. w. Wo sind die Schlüssel zur Kasse? Her damit!“ —

— „Die Schlüssel habe ich, hier in der Tasche klinkern sie, aber die gebe ich Ihnen nicht heraus! Hier,“ er klopfte auf die Brust, — „nehmen sie mein Leben, dann haben sie auch die Schlüssel! Das Geld ist Volksgut, das gehört uns allen. Da darf nicht eine Gruppe es an sich reißen. Wie? wenn später die Kirillower kommen, ihren Anteil zu fordern, usw. usw.“

Den überlegenen Worten W—s stimmten die Einsichtsvollern zu. W. behielt das Leben, die Schlüssel und den Vorst. 8 Plätze wurden dieser Bande eingeräumt, ebenso 8 dem Waldheimer Fabrikarbeitsrat, es blieben mithin noch 34 Plätze für die Menmoniten. Später wollte Potolachow diese Bestimmung umstoßen und versuchte seinen Worten mit einem Browning Nachdruck zu geben. Entschlossen ging W. auf ihn zu: „Kamerad P.! Stecken sie das Ding weg! Das gehört nicht hierher. An der Front haben wir nicht nur solches gesehen.“ Damit drückte er den Revolver herunter und führte den Mann

ur Seite. — Na Bernd! W. ist so jung wie du. So gehe doch hin und tue desgleichen!"

— „Ach, das war auch W., der an der Front gewesen ist," knurrte Bernd.

— „Ich denke, der Fall dürfte dir so gut bekannt sein wie mir, wo Lehrer C. mit bloßen Händen allein in die Räuberhöhle des „Kajonnej Sowjet" ging, denselben zu entwaffnen.*) Die Roten befanden sich schon auf der Flucht vor den Deutschen. O bis 30 Jüge suchten auf der Bahn zu entkommen. Nur unsere Sowjetschiki saßen noch. Sie hatten gedroht vor ihrem Deggange noch ca 10 Personen zu erschießen und dergl. mehr. Im jene daran zu verhindern, sollten sie die Waffen abgeben. Dort ihrer sechs, zu ihnen hinein trat einer, C., die Gruppe hatte draußen Posto gefaßt, ein Schießgewehr hatte niemand näher. Er trat auch die andern hinzu. Und es gelang. Ist das alles Feigheit?"

— „Na genug, Jasch! Auf die Kerle laß ich nichts kommen. Beruhige dich, mir ist der Groll schon vorüber." Ging ab.

„Noch eins, Bernd! Auffallend ist, daß solche handfesten Kerls in der Ueberzeugung durchaus für das Prinzip der Wehrlosigkeit sind. Aber jene Schreier haben in der Regel selbst nichts getan und wollen ihr Vermögen durch fremdes Blut her stellen. Gewiß, sie besorgen sich, sobald es an sie geht, ztlichen Ausweis über Untauglichkeit oder sonst so was. Da sind die Lumpen und Heuchler!"

Plötzlich gabs auf dem Hofe Geräusch: Pferde stampften, Räder rasselten. Im nächsten Augenblick verstummte alles. „Käse," murmelte Jakob und trat in die Stalltür. „Oh, Onkel Bernhard! Das trifft sich aber gut!" Rasch zum Handtuch und wieder hinaus. „Petro!" Auch der stürzte herbei. Nun waren die Braunen abgeschirrt, der Verdeckwagen im Schatten gestellt und die Gäste, Onkel Bernhard samt Frau und Töchterchen in die große Stube gebeten. Doch Liese zog die Altersgenossin mit sich fort hinaus auf die Schaukel. Frau Liese vervollständigte den Speisezettel durch selbstbereiteten

*) So geschehen in Bl., Halbst. Wol.

Käse, Eier wurden gebraten, und die letzten sauren Gurken mußten heran. Es war nun auch genug Zucker. „Mach doch keine Umstände!" hatten jene gebeten. Mit Entschuldigungen über das dürftige Mahl bat die Hausfrau zu Tisch.

„Ja, wir spüren doch, daß die Roten auf dem Boden und im Keller gewesen sind," meinte der Hausherr. Nichtsdestoweniger mundete das Mahl und eine lebhaftere Unterhaltung war bald im Gange. Onkel Bernhard war Frau Friesens Bruder, seinerzeit Schullehrer gewesen, einer von den wenigen die aus der Schule in eine größere Wirtschaft kamen. Nicht daß der Lehrerberuf ein so einträgliches gewesen wäre, nein da hatte er wie alle andern aus der Hand in den Mund gelebt. Aus Liebe*) ließ die Gesellschaft ihnen die weise Maßregel angedeihen, die Behälter nicht verschwenderisch hoch zu stellen damit ihnen der Kohl nicht zu fett werde. Kohl, der zu fett wird, wächst heuer bekanntlich nur im Gemüsegarten der Dorfslehrer, auch dann noch, wenn sie ihn nicht einmal säen. Die Ursache für Herrn Klassens Wirtschaft war in der Börse seines Schwiegervaters zu suchen. Was aber nicht in der Börse zu finden war und ist, das waren die reichen Geistesgaben, vor allem die Geradheit und Festigkeit des Lehrers. Es war erklärlich, daß seine Gemeinde solchen Mann später zum Prediger wählte. Und in der Hauptsache, der gründlichen Belehrung Christi, wars ihm ergangen, wie weiland Nikodemus, da hatte also die Gemeinde mit ihm keinen Mißgriff getan.

Die brennenden Tagesfragen, Bindegarn und Bremsstoffe für den Motor, mußten zuerst erledigt werden: Ob hier in Kooperativladen etwas „Spagat" abzubekommen sei oder sonst jemand etwas missen könne. Dort sei nichts zu erlangen. Ein Zuchtmasthieser sollte passende Münze für das versprochene Solaröl sein. Da müsse noch aus der Krim kommen. Dann die Arbeiterfrage. Es waren also die Nöte der bevorstehenden Ernte, die die Gemüter bewegten. Schon dreimal in dieser schweren Kriegszeit**) war ma

*) ... zu den Lehrern oder zu ihrer Börse? Der Verf.

**) In den drei Kriegsjahren: zuerst waren die notwendigen Arbeitskräfte eingezogen worden, dann kam noch die drohende Liquidation und endlich die dagewesener Arbeitermangel hinzu. Der Kalenderschreiber.

mit Sorgen und Bangen in die Ernte gegangen und noch jedesmal hatte man besser geendigt, als der politische Kalender je hatte hoffen lassen. Mit Gottes Hilfe solls auch diesmal gut werden.

Plötzlich brachte Jakob das Gespräch in eine andere Bahn: „Onkel, wie stehts dort? Liefern die jungen Kerle dort schon Kanonensfutter?“

— „Wieso, mein Bester?“

— „Na, hier ging eben Vormittag ein Aufruf, sich zu melden und da kanns in Punkt der Wehrlosigkeit wohl Brüche geben. Auch unser Bernd hält nicht anders aus.“

Der wandte sich an den Bruder: „Du weißt ja noch gar nicht, was ich machen werde.“

Nach einigem Schweigen sagte der Onkel: „Ja, die Wehrlosigkeit, so teuer sie uns war und soviel sie uns gekostet hat, scheint billig geworden zu sein. Für 30 Kop. banko wird sie von der „Raduga“ ausgeboten*) Mehr scheint mancher nicht daran zu haben.“ Es gab eine peinliche Pause. Nur Lieschen flüsterte ihrem Besuch zu: „Weißt du Katja, wenn die Bolschewiki wiederkommen, wird Bernd sie uns abwehren. Und sie dürfen auch nichts nehmen, sonst schlägt er sie alle tot.“ Das rief für den Moment Heiterkeit hervor, konnte aber den Bann nicht lösen.

„Bernd, ist es wahr?“ fragte die Mutter tiefernst.

Um nicht der Mutter hier wehe zu tun, oder gar so öffentlich eine Scene zu bekommen, aß er schweigend weiter. Da antwortete der Vater: „Nur zu wahr! — Leider, ja; — er hats uns in der Scheune selbst gesagt.“

— „O weh,“ seufzte die Mutter. Es kam kein weiteres Wort. Besorgt schaute sie auf ihre beiden Söhne, blickte dann wie hilflos suchend zu den beiden Männern hinüber und legte die Gabel hin. Nun war sie satt.

Schweigend hob man die Tafel auf. Es folgte jetzt ein Gang aller vier Männer durch die Wirtschaft.

*) Gemeint ist die Broschüre von B. Unruh. „Die Wehrlosigkeit.“ Banko das bedeutet wohl den Tiefstand unsers gegenwärtigen Rubelkurses. Der Kalenderschreiber.

„Hier tummeln sich die zukünftigen Schinken,“ scherzte der Vater beim Schweinestall, den fünf gut gehaltene Rüsseltiere bevölkerten. „Sie tun uns sehr not, denn die vorigen wurden bolschewistisch und mußten mit eigenem Zechenfuhrwerk nach Halbstadt gefahren werden. — Schwager, jetzt kommt noch in den Schuppen hinten, denn da halten wir noch einen Roten gefangen.“

— „Sollts möglich sein?“ erstaunte jener, „und er macht sich nicht auf die Beine?“

— „Das ist eben unsere Sorge, daß ers nicht tut. Nun betrachte du ihn einmal! Was hältst du davon?“ Damit öffnete Liefers die Tür. Eine Jammergestalt von Gaul stand da, dürr, mit geknickten Beinen, ganz krumm, eine Hüfte zerschlagen. Das Pferd konnte kaum stehen. So gings nun schon zwei Monate lang.

„Das ist doch kein Roter, sondern sogar ein Schwarzer vielleicht ein Anarchist,“ meinte der Gast scherzhaft.

„Onkel Bernhard! Das ist unsere „Lastofschka,“ die wir immer so gern ritten, die so flotten Gang hatte,“ erklärte Jakob. „Wie tut uns das unschuldige Tier so leid. Und nichts will helfen. Was meinst du, ist sie wirklich kaput?“

Der betrachtete sie von allen Seiten, hatte aber auch keine Hoffnung. folglich mußte dem Jammer ein Ende gemacht werden. Das war nun die Meinung der Anwesenden.

„Ein sicheres Reitpferd wars,“ lobte Bernd den Krüppel, „es hat treu seine Pflicht getan, auch bei — den Maximalisten. Nun muß es ohne seine Schuld unkommen.“

— „So gehts,“ antwortete Klagen, „manchen Mitgliedern der Dorfsräte ist nachher ebenso ergangen wie eurem Rappen. Damals mußte doch jemand von den Unsern an die Spitze gestellt werden — und wenn mit Lebensgefahr. Sie haben sich von jenen wohl müssen kneten lassen; mußten sogar in den Lauf des Revolvers schauen. Nun nachher werden sie von vielen gesteinigt: sie sind zu rot gewesen! Die Ursache ist klar: Es sind die Habsüchtigen im Dorfe, die da lamentieren, daß die Dorfsinteressen zu schlecht vertreten wurden sie, meinen natürlich

ihren Geldbeutel. Also die Dorfsräte sind schuld! Es fehlt nicht viel, daß man ihnen den Prozeß gemacht hätte. Bei uns freilich haben wir sie nach der Flucht der Maximalisten sofort christlich sichergestellt“.

— „Ach,“ sagte Friesen, indem er mit der Hand schlug, „außer diesem allen wurde ich ja auch mit der Kontribution zehrig geschöpft, du weißt es schon, Schwager. Allein das vollt ich gern verschmerzen, das alles kann man wieder erwerben. Doch daß ich meinen teuren Jungen infolge dieser babylonischen Verwirrung verlieren könnte als Kind und Glaubensgenossen, das kann ich schwerlich tragen. — Aber komm, gehen wir etwas zur Mittagsruhe.“

— „Onkel,“ wandte Jakob sich an diesen, „von einem Pferdeshändler erzählt man, daß er einst gefragt wurde, wie er dazu gekommen sei, Pferdeshacher zu treiben. Der erklärte, daß er sich wegen einer Krankheit einst einer schweren Operation habe unterwerfen müssen. Und da sei ein Unglück geschehen: Aus Versehen habe ihm der Arzt unter anderm auch das Gewissen mit weggeschnitten, und nun könne er so lalt über alles weg. Das sei die Ursache. Die Bolschewiki haben an den Mennoniten im Winter auch eine Operation vorgenommen. Vielleicht hats nach dem Rat des Höchsten so kommen müssen. Da haben sie in die Wirtschaften und Börsen tief eingegriffen, daß bei manchen auch das mennonitische Gewissen weggestohlen ist. Daher konnten sie das Blut der eingefangenen Roten fordern, daher können sie jetzt selber . . . a Onkel, du verstehst schon?“

Der Onkel lächelte: „Du bist ein sauberer Patron! Dafür willst mir auch Spagat in der Mittagspause auskundschaften, willst? — Allerdings hast du in dem Falle recht. Jesus sagt: Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz! Wo nun das Herz in dem Besitz hängt, da konnten die Roten auch die Ueberzeugung so leicht stibizen. Pfui! ist ein habstüchtiger Mennonit was Häßliches in der Welt! für die Kirche einen Katechismus haben und fürs Leben einen ganz andern — von der Selbstredigierten; für den Sonntag schöne Gesangbuchlieder und

für den Werktag eine Melodie, wozu der Geizteufel die Not gesetzt hat. Und das murt und klagt, zehert und zankt, läßt mit frechem Angesicht und schiebt andere an die Waffen, wo der Staat seinen Besitz nicht mehr schützen kann oder will freilich, nicht immer mag die Habsucht sich in ihrer nackten Häßlichkeit zeigen, hats oft auch gelernt im frommen Mäntelchen einher zu gehen oder aber mit Anstand aufzutreten. Immerhin schmähdlich, wenn die Wirtschaft oder der Thutor, die Dammühle oder die Fabrik oder die Wertpapiere uns das Bekenntnis diktiert. Da denkt man an einen von den Zwölfen, der weg zu Silberlinge seine Ueberzeugung in die Ecke drückte — ein Zeitlang. Und da muß man sagen: Nicht der mit dem Schwerte hat Jesus verraten, sondern der mit dem Geldbeutel“

Und wenn der Geldbeutel nun schreit oder auf der Bundeskonferenz konferiert und gar unser Glaubensbekenntnis korrigieren will, so offenbart das ein Christentum der allerniedrigsten Proleten. Sowas kann ich nicht verdauen. Doch Schwager, entschuldige ich habe mich ereifert und halte auf. — Und du mein Namenbruder Bernd, du hast doch andere Motive für deine Stellung zur Wehrfrage, nicht wahr?“ —

Doch der Hausvater mischte sich darein und forderte ihn hineinzugehen und nachzusehen, denn an ein Schläfchen sei nun doch nicht zu kommen und diese Fragen gehen doch auch über Schlaf. Man hätte schon zuviel geschlafen, besonders die Hirten und Lehren.

So trat man den Rückweg durch den Stall an. „Nimm den Spaten und grabe für die Lastotzschka eine Grube — dort hinter der Gelbeerhecke. Nimm richtig Maß und grab so tief, daß nach ca 1 1/2 Urskin Erde auf den Kadaver kommt, gebot der Hausherr dem Großknecht. Bernd hat, in der Scheuret was Platz zu nehmen, drinnen würden Mama oder die Tan im Gespräch oder in der Mittagsruhe gestört. Der Onkel verstand ihn sofort, pflichtete ihm bei und bog nach rechts ab.

„Lieber Onkel,“ hob Bernd an, „wir wohnen in einer Lande, das nun durch Bolschewismus und Anarchie verpestet

*) Uebrigens hatte der mit dem Schwerte auch nicht vor seine Kollegen zu prahlen. Besser ist, wenn man beides nicht hat.

ist. Wahrscheinlich, daß diese Pest sich auch in andern Staaten ausbreitet. Und wenn auch nicht, wie kann man hier leben ohne Recht und Ordnung? Es muß doch Gerechtigkeit wieder hergestellt werden! Da müssen wir doch"

— „. . . Das Weltregiment des Königs aller Könige für ein Weilchen in unsere Hände nehmen," fiel ihm Onkel Bernhard in die Rede, „dann mit eisernem Besen all das Gesindel aus dem Abgrund: Bolschewiki, Anarchisten, Revolutionäre ausfeigen, darauf ein geordnetes Regiment einführen, und schließlich, wenn alles erst glücklich geht, tritt Bernd mit seinen Menmoniten wieder bescheiden ab, legt die Waffen nieder, um mit Papa wieder zu säen und zu ernten; und dazwischen einmal einen ungelentigen, prokigen Postawer auf die Beine zu bringen. Das sind freilich schon andere Gründe. Für solchen Fall laß dir auch einprägen, was einem gewaltigen Staatsmanne sein Kammerdiener einprägte, als jener vor Sorge und Unruhe schlaflose Nächte hatte. Die Staatsgeschäfte wollten nicht ordentlich gehen, trotzdem ihm Waffengewalt zur Verfügung stand. „Excellenz habens schwer und können nicht ruhen," wandte sich sein treuer Diener einst mitten in der Nacht an ihn. Nun, was solls sein? forschte jener. Erlauben Sie mir, bitte, ein paar Fragen: Hat unser Herrgott in vergangenen Zeiten es verstanden, die Welt so einigermaßen zu regieren?" — „Versteht sich!" — „Aber wie meinen Sie, ob ers nach Ihrer Zeit auch im Stand sein wird?" — „Das fällt mir nicht schwer zu glauben." — „Dann Excellenz, schlafen Sie ruhig: Er wirds fertig bringen, auch während Sie im Ruder sind!"

Teuren Freunde! Wenn der große Staatsmann da oben dieses schreckliche Gottesgericht einstellen und noch einmal Ruhe und Sicherheit in Europa geben will, so braucht er dazu nicht noch mehr Schwerter, gar menmonitische; sondern weniger wird er machen. Wir Menmoniten sind ein Tropfen am Eimer der Völker und kommen auch nur insoweit zur Geltung. Für uns muß Gott denken und lenken, sonst sind wir immer verloren. — Sollte aber nach des ewigen Gottes Plan für die Endzeit dieser Weltenbrand übergehen in das antichristliche Chaos, so ändern

wir alle nichts daran. Die Schrift kann nicht gebrochen werden, auch nicht durch Stahl und Eisen. Und Bernd, sage Du einmal: Ist da über den Sternen ein Lenker der Menschen- und Völkergeschichte, ein Vater seiner Kinder? Wenn ja —, dann laß ihn tun und walten; vertrau ihm! Wenn nein —, dann freilich mußt du dran, aber auch wir Alten, alle bis auf den letzten Mann, um anzukämpfen gegen ein blindes Geschick. Trotzdem wäre der gute Ausgang nicht garantiert. Nein, mein Herr Staatsrat, wenn du keine andern Gründe hast. . . .?" — „Doch Onkel! Siehe mal, solange keine geordnete Regierungsgewalt herrscht, sind wir unrettbar Raubmördern preisgegeben. Sie morden uns aus mit Kind und Kegel. Sich von ihnen kalt machen zu lassen, ohne Hand noch Fuß zu rühren, das sehe ich nicht ein."

— „Sollte mein Neffe furchtsam geworden sein? Da kann ich dir im Jekaterinoslawischen ein menn. Dorf nennen, das sich inmitten großer russ. Dörfer ganz allein befindet. Die Umgebung ist durchweg rot. Der rote Stab war 2—3 Werst abgehaft. Das bolschewistische Regiment fühlte sich bei dem Einzug der österreichischen Truppen ins Land wohl etwas eingeengt, herrschte aber noch monatelang unbehindert fort, freilich unter anderm Namen. Das Militär kam nämlich in diese von den Städten und der Bahn entlegene Gegend überhaupt nicht. Also keine Schutztruppen in fr., keine Waffen wurden geholt. So waren sie faktisch unrettbar Raubmördern preisgegeben! Da mag dir gruselig scheinen, wieviel Opfer an Menschenleben das gekostet haben mag. — Keine! Aber das Eigentum müßtensie doch bis aufs letzte verschleppt haben? — Nein! — Weniger Kontribution, weniger Naturalleistungen wie irgend ein Molotchnadorf. Ist nicht merkwürdig? Mitten im roten feurigen Ofen und doch bewahrt! — Die Furcht ist doch sonst nicht deine Nummer, Bernd? Sollte etwa die Feigheit dir die Ueberzeugung von der Wehrlosigkeit verdunkelt haben?"

— „Onkel, alles andere, nur nicht Feigheit! Ich müßte mich selbst verachten!"

— „Mein Lieber! So spricht die Furcht, wie du dich vorhin ausdrücktest. Sie wollte auf der Konferenz das Bekenntnis

redigieren. Und die Furcht vor dem Tode, vor Verlust des Besitztums treibt manchen an die Waffen. Und doch, diese Generation Memmoniten gibt nicht die schneidigen Krieger ab, sie sind anders orientiert, sie sind nicht in dem Geiste erzogen, die „Bluttheorie“ ist uns allen fremd, auch dir, mein Lieber! Wenn du erst Menschenblut sehen wirst, du wirst dich besinnen.

— „Mag sein, Onkel. Gehst mir auch zu weit; allein es muß halt manchmal so sein, wenns mal nicht anders geht. Notwendiges Uebel. Aber andererseits nu mal gerade so wehrlos bleiben? Das kann ich nicht! Das will ich nicht!“

Erstaunt konnte der Onkel nur fragen: „Und warum nicht?“

— „Aber bester Onkel! So denke mal an das Wort. wehrlos — ganz wehrlos zu sein! folglich soll ich mich garnicht wehren, niemand anfassen. Ganz still und stumm soll ich sein, wie dumm. Alles soll ich mir gefallen lassen! — Nein Onkel, das geht nicht. Ein Christ will ich sein, aber dabei doch auch kein Waschlappen. Schließlich bin ich doch auch ein Mensch und will menschenwürdig behandelt sein!“

— „Aha, mein tapferer Held! Läufst da hinaus? Jetzt endlich verstehe ich dich. Aber wer in aller Welt verlangt das denn von dir?“

— „Na, doch Ihr alle! Wenn wehrlos, denn doch wehrlos?“

— „So so! Da hätte ich als Lehrer also keinen trotzigem Jungen anfassen dürfen? Oder ein Vater dürfte seinem unbotmäßigen Jungen, und wenns blau bremt, keine gesegnete Ohrfeige verabfolgen? Oder ein Betrunkenener stört die öffentliche Ruhe; nur ihn ja nicht anfassen und ins Arrestlokal abführen, sonst ist man nicht wehrlos!? Oder: wir füttern nun in der Ernte die Pferde draußen und da abends kommt eine Nachtgestalt und löst mir das beste Pferd von der Krippe, soll man dem Kerl wohl noch den Reitzaum herausholen! Oder gewisse Bengel vergessen Zucht und Sitte so ganz und gar, daß es zum Schlimmen kommen will, und man sollte nicht die bereit hängende Peitsche, oder in deren Ermangelung ein Halsseil

benutzen dürfen? Also müßte man in der Familie, in der Schule und in der Gesellschaft, wo die Güte nichts fruchtet, einfach alle Erziehung liegen lassen und keinen Ernst beweisen, um nicht Artikel . . . im Katechismus zu verletzen? Freunde das ist doch Zuchtlosigkeit und nicht Wehrlosigkeit. Und wenn die Lene männlich und heldenmütig die dem Vater zugedachte Kugel auffängt und für ihn stirbt, — ja, so ist sie schon nicht wehrlos gewesen!*)

Da muß man in der Passivität schließlich dahin kommen, kein Huhn für des Leibes Bedürfnisse schlachten zu dürfen, das krabbelnde Insekt aus der Hofennacht nur auf die Erde zu schütteln, wie es solche russ. religiöse Gesellschaften denn auch in der Tat gibt. Bernd, lieber Junge, mache dich doch von der mechanischen Wortauslegung frei, sonst kommen wir bis zum Blödsinn!“

— „Bitte, Onkel, da bist du also nicht ganz wehrlos?“

— „Blick doch auf unsern Herrn Christus. Der Blick auf ihn macht wohl wehrlos, aber durchaus männlich und heldenmütig! Sich zu ducken ist nie seine Art gewesen. Er stand doch nicht „wie ein beregneter Hahn“ vor dem hohen Kate. Wie männlich in der Haltung! Seine Geistesgegenwart fand den geeigneten Moment, dem Petrus draußen einen treffenden Blick zuzusenden, einen Blick voll Lieb und Leid. Wie männlich redete er beim Verhör! Die Würde und Gerechtigkeit erforderte es, nach der ersten Ohrfeige des Knechtes nicht den andern Backen darzubieten, sondern mit festem Blick zu sagen: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?“ Später, als man mit lauter Ungerechtigkeit und Lüge ihn verurteilte und sich dadurch zu einer Bande herabwürdigte, bewies er seine Würde am besten mit männlichem Schweigen und Dulden nach dem Prophetenwort: Ich hielt meinen Rücken dar denen, die mich schlugen und meine Wangen denen, die mich rausten;

*) Andeutung eines Falls im Jesat. Gouv. wo ein Mädchen, etwa 20 Jahr alt im drohenden Moment sich vor den Vater stellte und selbst erschossen wurde. Der Kalenderschreiber.

mein Angeſicht verberg ich nicht vor Schmach und Speichel. — Hier, Jakob und Bernd, habt ihr Heldenmüſter von einem Wehrloſen! Und wie mag vordem bei ſeinen Lehrvorträgen ſein Blick in heiligem Eifer geſannt haben, wenn er mit manchem „Wehe euch“ Abrechnung hielt mit Duckmäuſern: Heuchlern und Selbſtgerechten! Wie männlich räumte er mit dem Jahrmarkt im Tempel auf — mit einer Geißel in der Hand!“

— „Na, Schönſter Onkel! Nun ſind wir bald fertig: den Stock, die Peitſche, ſogar ein Halſſtel gibſt du dem wehrloſen Mennoniten in die Hand. Jetzt nur noch eins: die Wintowka und dann ſtimmen wir ganz!“

— „Das heißt: Nicht einmal halb! Erſtens, Chriſtus mit der Geißel in der Hand iſt kein Freibrief für einen Kampfhahn, ſeine Prügelei zu rechtfertigen. Eine Schlägerei iſt überhaupt nicht chriſtlich, wirkt auch das Gegenteil von dem, was Erziehung iſt. Zweitens, ſchließt Chriſti Vorbild und Wort jeden Racheakt aus. Zum Beiſpiel, da iſt dir ein X oder Y in die Quer gekommen; du kommſt ſpäter eine paſſende Gelegenheit finden, und nun zahlſt du ihm mit Zins und Zinſenzins heim, was im Innern gekocht hat. Oder den Jakob hat ſein Widerpart mit Worten beleidigt und nun bei erſter Gelegenheit ſoll ſeine Zunge ein ſcharfes Schwert ſein. So möchte man wohl der Natur nach handeln, allein mahnend hebt das Evangelium den Finger: „Rächet euch ſelbſt nicht, meine Liebſten!“ Alles das Gute und Böſe, das ſeinen Gerinſteten erwieſen wird, hat man dem Herrn getan und er wird ſelbſt vergelten. Du beweiſe ein warmes Herz, nicht eine harte Faust. Das Faustrecht fällt alſo weg. Drittens: Jeſus hat, wie es ſcheint, nur einmal zur Geißel gegriffen. folglich hat man die Gewaltmittel auch bei der Erziehung außerſt ſparsam zu gebrauchen. Na Bernd, ob wir in den genannten Punkten wohl ſo ganz einer Meinung ſind?“

Was aber die Kugelbüchſe, ſowie den Browning betrifft, ſo niemals! Nicht vernichten, ſondern erziehen ſoll man die Menſchen, und wemſ nicht anders geht, ſchließlich auch im Zuchthaus. Das beſte Erziehungsmittel für die Welt iſt das Evangelium, die beſte Erziehung — die Bekehrung und der

Wandel mit Chriſto. Jeder Menſch hat eine unſterbliche Seele. Mit ſeiner gewaltſamen Vernichtung raubſt du ihm das teuerſte Gut — ſein Leben und nimmſt ihm die Möglichkeit ſeiner Entwicklung für die Ewigkeit. Als junger Menſch war ich ſeinerzeit außer Chriſto und ſeinem Heil, alſo ein verlornen Menſch. Ich wußte ja alles, hatte es aber nicht, ich war nicht wiedergeboren. Wäre mein Tod damals eingetreten — ewig verloren wäre ich! Gott hat dem Menſchen den Odem gegeben, er darf ihn mit Schöpferrecht auch wieder nehmen. Mit welchem Rechte darſt du, Jünger Chriſti, eine unſterbliche Seele antaſten, für die Chriſtus geſtorben iſt, wie für dich? Und wenn er zudem nicht gerettet iſt? Du jagſt ihn in die dunkle Ewigkeit! Und wenn er gerettet iſt? Dann töteſt du deines h. Vaters Kind, deinen Bruder! Wo hab ich das Recht dazu her, ſeit Chriſtus für alle geſtorben iſt?“ — „Onkel, du fragſt ſo ſonderbar! Andere tuns doch! Alle Welt tut ſo!“

— „Willſt du dir die Richtſchnur von „aller Welt“ nehmen? Soll „alle Welt“ dein Wegweiſer ſein? Willſt du dir das Gewiſſen „aller Welt“ aneignen? Dann freilich tuſt du damit noch ein gutes, edles Werk und wirſt, falls du dabei ſollſt, ſelig geprieſen. Aber ihr lieben Neffen, als Chriſten, als Mennoniten, laßt euch von der Schrift und dem Geiſte Gottes in eurem Gewiſſen beſtimmen. Das ſei euer Wegweiſer!“

— „Aber es ſind unter jenen doch auch Chriſten dabei?“ — „Das iſt ſchon wahr, darunter ſehr treue Chriſten. Da trägt der Militärzwang zum Teil das ſeinige dazu bei; aber mehr noch, daß dieſe Wahrheit bei ihnen mehr unbekannt war. Ins Fundament der evang. Kirche kam die herrliche Wahrheit von der freien Gnade für verlornen Sünder und ihre Aufgabe ders nun ſchon ſeit 400 Jahren, dieſe Wahrheit hoch zu halten. Die Taufgeſinneten, unſere Vorfahren, hatten außerdem die Friedensidee ſchon länger als 400 Jahre und unſere Aufgabe es, dieſe Wahrheit im Getümmel der Zeit zu vertreten, bis der Herr kommt. Aber kein Recht haben wir jemand wegen ſeiner andern Erkenntnis zu richten. „Wer biſt du, der du einen andern Knecht richteſt,“ ſagt das Wort.“ —

Es entstand nun eine Pause. Sinnend schaute Bernd hinauf ins Heufach und schwieg. So hatte er noch nie mit seinem Onkel disputiert. Die Querscheune war der Sitzungsaal für eine Erklärung des Glaubensartikels geworden. Der Faden war ihm abgerissen, trotzdem kapitulierte er nicht; also schwieg er.

Da meldete sich der ältere Bruder zum Worte. „Onkel,“ hob er an, „das alte Testament kennt wohl nicht die Wehrlosigkeitsidee, die hat Christus im neuen Testamente uns gebracht. Allein er sagt doch auch: „Wer kein Schwert hat, der verkaufe sein Kleid und kaufe ein Schwert!“ Wie stimmt das denn?“

— „Erstlich, lieber Jakob, mußt du im Texte genau sein. Es heißt in Luk. 22 nicht: „Wer kein Schwert hat . . .,“ sondern „wer aber nicht hat“ — die Tasche. Zweitens, einige unserer Brüder wollen die militärische Gewalt mit diesem Verse auf christliche Grundlage bringen. Demnach wäre ein Schwert von Stahl gemeint. Dann ist die Bewaffnung nicht nur Erlaubnis, sondern Gebot. Also der Rüstungsbefehl ist vom Meister noch eben rechtzeitig gegeben worden. Jetzt alle Mann auf Deck und bewaffnet. Die Entscheidung muß in dieser Nacht fallen. Aber auch später werden sie es nötig haben. Noch in dem nämlichen Jahre kommen kritische Momente: als die Apostel eingesteckt wurden, als Stephanus gesteinigt und Jakobus enthauptet wurde, als Petrus arretiert wurde usw.“

— „Aber Onkel“ entgegnete Jakob, „das ist ja alles Leiden im Reichsgottesbau, da entscheidet doch nicht das Schwert!“

„Ganz recht, Jakob, und gerade da, wo Jesus im Begriffe steht, das Reich Gottes mit seinem Blut zu gründen und die Jünger innerlich rüsten will mit seinem Worte und Geiste, da findet man ein Argument für die Wintowka. Weiter. Wenn Waffengewalt, warum nur 2 Schwerter? Dann doch 12 für die Apostel und 70 für weitere Jünger Christi. Nun müssen diese Truppen ordentlich geschult werden, damit sie eine Macht darstellen. Vielleicht ist es dann noch nicht genug? Doch Er sagt: „Ihr habt mich nicht verstanden.“ Wie man den Vers auch erklären mag, Jesus hat seine Meinung klar ausgedrückt in dem einfachen Befehl: „Stecke dein“ — zum Selbstschutz geschwun-

genes — „Schwert in die Scheide!“ Er hats weggesteckt für immer. Jakob, suche mir nun in der Apostelgeschichte oder in Petri Briefen den wehrhaften, dreinschlagenden Simon. In der Nachfolge Christi hat ers verloren.“

Nun kam Bernd wieder an die Reihe: „Onkel, so ist mir das Neue Testament fast zu wehrlos, mir stümmts nach dem Alten besser, da kann man doch wem was abgeben.“

— „Dann, mein Bester, bekommst du auch das Gesetz zu deinem Heilsgrund, statt unsern Herrn Jesus. Dann gilt dir nicht mehr Golgatha, sondern Sinai. Uebrigens hat auch das Alte Testament, obwohl es den wehrhaften Standpunkt vertritt, einige Proben der Wehrlosigkeit.“

— „Und die wären?“ forschte Bernd.

— „Die Ausführung Israels aus Aegypten ohne Schwertreich, der Durchzug durchs rote Meer, Gideons Sieg über die Midianiter, wo die 300 Männer in einer Hand die Posaune über eine heidnische Koalition, wo die Priester und Sänger mit Psalmen bewaffnet, vor den Gerüsteten marschierten.“

— „Noch eins, lieber Onkel, wollte ich fragen. Ich habe ja selbst das Elend des Krieges gesehen und denke nicht daran, hingugehen, um dasselbe zu vergrößern. Aber wenn nun alle Menschen dächten wie wir, wie solls denn mit den Ketten?“

— „Jakob, sieh mal! Wenn alle Menschen dächten, wie weiland Christus, so hätten wir in dem ganzen Europa einen Staat von Brüdern. Da gäbe es dann wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und insolgedessen wären die Gefängnisse überflüssig. Da gäbs mithin keine Marginalisten, Anarchisten und dgl. Geister mehr. So ein Staat kommt wohl noch einmal als 1000 jähriges Reich Christi, an seiner Spitze dann die erste durch und durch christliche Regierung. Allein heute denken die Menschen eben verschieden. Sie werden bis dahin nie alle wahrhaft memmonitisch denken, wohl aber kommt vielleicht der Tag, daß Europa bolschewistisch denken und handeln wird — ich meine die große Trübsal vor dem Friedensreich. Aber jetzt sind wir

selbst in unserm Lager nicht einmal einmütig. Eine ganze Schar von teuren Mitgenossen, die im vorigen Jahre bereit waren, für die Wehrlosigkeit zu leiden, wohl gar von den russischen Republikanern sich töten zu lassen, die ein gutes Bekenntnis ablegten vor vielen Zeugen, vor Freund und Feind, denken heute gar anders. Und wie manches im praktischen Leben der Mennonitenschaft ist weder mennonitisch, noch überhaupt christlich. Mennonit sein und Jünger Jesu sein ist eben nicht dasselbe und deckt sich oft nicht; auch da nicht, wo man die Befeuerung betont. Ach, da ist man traurig! Es ist hier unten eben alles Stückwerk und menschelt oft so sehr! Doch sollten wir deswegen etwa die erkannte Wahrheit überhaupt wegwerfen? Und dann sofort jede Wahrheit, die stümperhaft ausgelebt wird, über Bord werfen? Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen, — dem wehrlosen Herrn Christus — wehrlos.“

— „Onkel Bernhard, du bist zu alt, dich wird man überhaupt nicht mehr einziehen. Aber wir jungen Kerle, die wir nicht genug Klarheit und oft auch nicht die Festigkeit haben, wie sollen wir uns durchfinden?“

— „Mein lieber Jasch. Es ist ein wohl bekannter, viel betretener Weg; die Schrift hat ihn gezeichnet und der Glaube der Väter hat ihn markiert — sogar mit Blut. Die Weisen aus dem Morgenlande hatten nur einen leuchtenden Stern und ihr Gewissen — und fanden Weg und Ziel. Ja, wenn jeder so ehrlich suchte! Vor einem Jahre noch schienet ihr Sanitären den Weg zu wissen. — Aber nun sollen es wohl neue Bahnen sein und das läßt auf einen neuen Glauben schließen. Und die Betreffenden kommen dazu, denselben auch mit ihrem Blute zu unterschreiben. Ob dabei soviel Trost und Kraft und Seligkeit sein wird, wie es die Väter erfuhren?“

— „Bester Schwager,“ nahm nun Vater Friesen das Wort, „ich denke, du hast den Jungen nun alles gesagt, sie können sich die Sache überlegen. Komm, gehen wir nun ins Zimmer!“

Damit stand er auf, auch die andern erhoben sich. Bernd trat vor den Onkel, indem er sprach: „Noch eins, lieber Onkel! Ich wollte noch fragen . . . Ich weiß noch nicht, was ich tun

werde. Aber nach andern werde ich mich nicht richten, wenn mirs unrecht ist, tue ichs nicht und wenn sie alle gehen. Aber im andern fall werde ich gehen. Bekomme ichs dann noch mit der Gemeinde zu tun? Würde sie mich ausschließen?“

— „Das wohl nicht; denn die Allg. Menn. Bundeskonferenz zu Lichtenau wurde sich einig, an dem Bekenntnisse der Wehrlosigkeit festzuhalten, „empfiehlt aber den einzelnen Gemeinden, denjenigen ihrer Glieder, die in dieser frage anders denken, keinen Gewissenszwang aufzulegen.“*) Das war am 1. Juli 1918. Das ist mannhaft, Bernd, sich nach dem Schwarm nicht zu richten; richte dich nur nach Einem, nach Ihm! Und dann glaube mir, daß Euere Väter und Hirten damals in Lichtenau bei dieser frage selbst vor ihm gestanden sind. Da könnte dir ihr Glaube, ihr Erkennen doch etwas gelten.“

— „Wie wirds aber Onkel, wenn ich nicht darf?“ interessierte sich Jakob, „wird man uns da wohl noch pressen?“

— „Das kann nicht sein,“ entgegnete jener, „denn von den Distriktskommandanturen sind folgende Richtlinien für uns Mennoniten bei der Organisation des Selbstschutzes ausgegeben worden:

„Anzugeben, wieviel von den angegebenen Kolonisten Mennoniten sind?

Sind sie gewillt, die Waffen zur Selbstverteidigung zu nehmen?

Namentliche Aufführung derer, die es nicht tun wollen.“ (Wörtliches Zitat).

Siehst du, dein Name wird notiert und du kommst vielleicht anderweitig zur Verwendung.“

— „Ja, aber vielleicht . . .“

— „Aber nein, mein Junge! Gewiß nicht! Ein Mann — ein Wort. Umsomehr ein deutscher Mann. Dazu entwürdigten die Deutschen sich nicht; die sind keine Folterknechte. Und Deutschlands Ehre wird sich etwa durch Unduldsamkeit Anders-

*) Wörtlich nach der Resolution.

denkenden gegenüber nichts anhängen. Ach, wenn wir paar Menmoniten ihnen etwa das Vaterland retten sollten—? Mit den Waffen? Da müßten wir ja ganz extra Kriegsmaterial sein! Die allererste Nummer! — Laß das, mein Lieber.“

— „Nein Onkel! den Krieg dort meine ich auch nicht; es handelt sich doch um Selbstschutz. Und manche sagen, das sei etwas ganz anders; sich selbst schützen dürfe man schon.“

— „So, so! Und was sagst du?“

— „Ich? Na Onkel, das weißt du doch besser. — Wenn unser Bernd meint, mit andern die Aufgabe zu haben, unser Dorf . . . mit allen technischen Kriegsmitteln blutig verteidigen zu müssen und Menschenleben dabei keine Rolle spielen darf, na, dann ist's ebenso gut, wenn sie hingehen an die französische Front bei Reims etwa und alle deutschen Dörfer verteidigen oder nach Koftow, um Bolschewiki zu schlagen. Denn als der Kriegstanz losging, scharten in diesen Reichsgrenzen alle Krieger sich zusammen, um alle russischen Dörfer zu verteidigen, dort die Deutschen für denselben Zweck und so alle andern — überall Selbstschutz, lauter Selbsterhaltungstrieb. Es ist närrisch, zu Hause Krieg spielen zu dürfen und draußen mit Glaubensgrundsätzen Not zu bekommen. Und die Reichspolitik wird verstehen zu erklären, daß ihr Krieg immer nur Selbstschutz ist. Selbstschutz und Krieg ist nicht gut von einander zu trennen.“

Damit brach das Gespräch endlich ab und man ging auseinander: die Alten ins Zimmer; Jakob setzte sich aufs Rad, um Bindegarn zu suchen und Bernd schritt den Garten- und Waldweg hinauf, um zu kontrollieren, wie Petro seinem vierbeinigen Kameraden das Grab grabe.

Ja, wenn die „Kastotschka“ wüßte, was heute abend mit ihr vorgehen wird. — Sterben ist doch eine ungewohnte Sache, auch für „Kastotschka.“ — Na, ich werde sicher zielen, da dauerts nicht lang. Und dennoch, wenn der Schmerz auch nur einen Augenblick dauert, das fatale liegt nicht im Schmerz, sondern im Sterben selbst. Tu mal sterben, wenn man leben will! Ja, die Wintowka hats immer mit dem Sterben zu tun: Sterben lassen oder selbst sterben. Nein, wohl gar: Sterben lassen und

selbst sterben. Ein Pferd hat sich wenigstens nicht mit einer Ewigkeit zu plagen.

So kam Bernd zur Hecke, wo der Knecht schon bis an den Hüften in der Grube steckte. Bernd fand sie zu kurz, sie mußte einen Fuß länger gemacht werden. Er überlegte: Also hier neben der Grube stellen wir sie auf, damit der Fall sie sogleich an Ort und Stelle bringt. Doch halt, die Haut muß doch vorher abgezogen werden! sogleich etwas weiter ab, damit der Hirte seine Pflicht tun kann: eine letzte, erbärmliche Pflicht!

Nun schlenderte Friesens Bernd gemächlich heim. Noch einen letzten Besuch im Schuppen. Das Pferd wieherte ihm entgegen. Die Futterkrippe war nicht leer. Was wars doch für ein schmuckes Tier gewesen! Er streichelte und klopfte ihm den Hals, zupfte an der Mähne, fuhr mit der Hand über die lange Stirn des geliebten Tieres. „Wie ist es doch in dieser Welt so häßlich eingerichtet, daß man vom Liebsten, das man hat, muß scheiden,“ murmelte er und trat den Rückweg an. In der Scheune machte er sich an dem Elevator zu schaffen und vertiefte sich in das vorhin geführte Gespräch. An Onkel Klaffens Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit zweifelte Bernd keinen Augenblick, weniger als an seiner eigenen; darin war der Onkel ihm eher überlegen trotz der verschiedenen Anschauungen über die Wehrfrage.

Darüber kam sein Bruder Jakob. Er hatte 2 Kull Bindegarn durch eine Kombination im Laden des Kooperativ erstehen können und wußte nun zu erzählen, daß im Dorfe X, wo die Exerziten schon im Gange waren, ein galanter junger Kerl schon zurück getreten sei, wozu die Verteilung der Gewehre Veranlassung gegeben habe. Schon hatte man die besten Hoffnungen auf einen angehenden schneidigen Offizier gehegt und nun kam der Kerl mit Gewissenskrupeln inbetreff des Tötens von Menschen. „Das würde mir hier keine Ruhe lassen,“ hatte er geantwortet, die Hand aufs Herz legend, Und kein Zureden half.

Während die beiden Brüder in der Scheune, einer als Draufgänger, der andere als Wehrloser, nun aufs neue

debattierten, bewegte die Alten drinnen die nämliche Frage. Sie hatten das Gefühl, als berste das Mennoschifflein und versänke mit allem ins Bodenlose. Und das nicht allein wegen der Wehrfrage. Vier schwere Trübsale waren von dem wehrlosen Haupte dieses Volkes gnädig abgewandt worden: 1. die Einreihung ins russische Militär 2. die gewaltsame Ausiedlung durch die Militärbehörde 3. die Landliquidation und 4. der Ruin durch die Marginalisten. Und nun? Mehr denn je funkelte die Habgier manchem Manne und mancher Frau aus den Augen, spreizte die Finger krampfhaft aus, um alles für sich zusammen zu krahen und krächzte mit heiserer Stimme über die hohen Löhne. Der Materialismus konnte sich garnicht vorstellen, daß der Nachtwächter mit seinen Kinderchen eben solchen Magen habe, wie die Wirte. Und in der Herzensstellung zu Gott — keine Umkehr, keine durchgreifende Aenderung. „Gleich wie es war zu den Zeiten Noahs . . .“ das schien hier die Parallele zu sein. Im besondern mußte Klassen seiner Schwester, der geängstigten Mutter die Grundlage des Selbstschutzes für die Mennoniten laut Verfügung der deutschen Militärbehörde näher erklären, wie vorhin den Männern. Das beruhigte das Mutterherz einigermaßen.

Aus der Vergangenheit hob Klassen hervor, wie die Väter in Rußland das Privilegium gehütet hätten: Wie in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Rußland und des Forsteidienstes für die Mennoniten, viele ihre Vollwirschaften spottbillig verkauft hätten und wären nach Amerika ausgewandert, wo sie in ihrem Gewissen nicht beunruhigt wurden. Freilich, bei einigen Auswanderern liefen auch unlautere Motive mit unter. Im ganzen sind es nicht ganz ein Drittel aller Mennoniten gewesen, die auswanderten 1. weil die russ. Regierung tatsächlich das Gewissen der Stiefkinder respektierte und 2. weil die Wirschaften zu magnetisch für manchen waren. Die Auswanderer aber seien drüben durchweg zu großem Wohlstande gekommen. Im Frühjahr 1914 war man in gewissen Kreisen dafür, die Brüdergemeinden vom Mennonitenverbande abzuschütteln aus Furcht,

diese möchte wegen ihrer Evangelisationstätigkeit unter den Russen das Privilegium gefährden*). Also lieber den Menmonitenbruder verlieren, als das Privilegium. Nun komme das Gericht Gottes über beide und es stehe abzuwarten, wie diese oder jene sich durchfinden werden.

Das Durchfinden nun schien Schwager Friesen ein großes Fragezeichen zu sein. Er schüttelte ungläubig den Kopf.

Das war aber nun jenem zuviel. „Geschwister!“ sprach er mit Wärme, „wenn seinerzeit auch der Wehrlosigkeit in der Presse das Grabgeläute gegeben wurde, (***) so muß mit allem Nachdrucke erklärt werden: 1. Die „Matrone“ hat in den Herzen vieler leider nicht gelebt, konnte mithin daselbst auch nicht sterben? Aber sie lebt heute noch in allen den Herzen — warm und frisch, wo sie lebendigen Eingang gefunden, einerlei ob diese oder jene Mennoniten! Sie wird zunehmen an Kraft und Treue, besonders wenns Druck geben sollte. Auch vor einer Auswanderung wird man nicht zurückschrecken. Dann werden die horrenden Wirtschaftspreise noch einmal wieder fallen. Ja sie lebt! Denn die Revision des Wehrlosigkeitsprinzips nahmen wir nicht im tiefen Frieden vor, sondern nach dem ärgsten Räubertum in Stadt und Land, schon nicht zu reden von dem 4-jährigen beispiellosen Kriege. Die Diebe und Mörder sind bei jedem im Hause gewesen, und doch —! Auf der Konferenz in Sichtenau arrangierte man einen künstlichen Schreckschuß, und doch —!

Ja, wir wußten, was wir mit dem Beschluß, festzuhalten im Bekenntnis, auf uns nahmen. „Mit dem Schatten seiner Hand, nicht unserer, sei unser wehrlos Haupt bedeckt.“

Geschwister, eine evangelische Wahrheit kann man nicht stien, ihre Träger wohl. Und sollten wir alle untreu werden,

*) Siehe P. M. Friesens Broschüre: „Konfession oder Sekte.“

**) Dieses bezieht sich auf einen, einer ungenannten „Matrone“ gewidmeten „Nachruf“ in der „Friedensstimme“ von H. U. Unter der Matrone die den Mennoniten zwar viel gekostet habe, aber auch sehr teuer zu schätzen sei, war die militärfreie Dienstableistung gemeint.

Der Kalenderschreiber.

dann wird Gott andere — bessere Träger der Friedensidee finden.

Sieh, Schwager, auch wir habens erlebt, daß der Heiland uns angenommen hat — als seine Jünger. Gesezt den Fall, ich zöge hinaus in einen Nachbarstaat, du bleibst hier. Im Kriegs-falle stehen wir dann einander gegenüber — als Todfeinde: du mußt mir dann das Bajonett in die Brust stoßen oder umgekehrt ich dir.“

— „Aber Mann, was sprichst du da?“ unterbrach seine Frau ihn erschreckt. „Ihr wollt doch nicht . . . ? Wie können Geschwister sich gegenseitig das Leben nehmen?“ —

— „Nein, Mama, beruhige dich! Zwischen mir und Griesen gibts das schon nicht. Aber die große Frage ist: Wie können Wiedergeborene, Kinder des einen großen Vaters einander . . . ich mag nicht aussprechen! Vergegenwärtigt euch einmal: Petrus und Andreas mit sonst Soldaten in einem Schützengraben, und im Ansturm gegen sie unter andern Johannes und Jakobus! Und nun würde Petrus heiße Gebete emporschicken zu seinem Gott, um jene zu vernichten und Johannes seinerseits dito — zu seinem Gott? Gibts denn e i n e n Gott — oder sind da Partiegötter, für jedes Reich ein besonderer? — Was müssen dann die Sozial-Demokraten, die meistens die Religion verwerfen von solchem Christentum halten?“

Schon vor einigen Jahrzehnten kamen die Gläubigen verschiedener Konfessionen zu dem bestimmten Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit und es gab praktische Allianzen. Sie werden nach dem Kriege ihre Stellung zu dem Kriege revidieren, falls der Herr Jesus nicht inzwischen kommt.“

Die letzten Ausführungen hatten die beiden Brüder mit angehört, da sie mittlerweile still ins Zimmer getreten waren. Jakob berichtete von seinem Fang in Onkels Interesse. Also das für heute gesteckte Ziel hatte Klassen erreicht. Daneben sagte er sich, daß seine Anwesenheit hier auch sonst nicht von ungefähr sei: Die beiden jungen Menschen standen am Kreuzwege und er hatte im Interesse eines Höhern ihnen signalisieren müssen. Und das tat ihm nicht leid. Nur, daß der Jüngere

so zähe war, machte ihm einige Sorge. Der hatte sein Pulver auch noch nicht verknallt.

„Onkel,“ opponierte er noch einmal, „wie aber, wenn von uns überall viele gehen sollten, wie neulich im Dorfe r?“

— „Tapferer Held! dir bleibt nichts anders übrig, als mit den Vielen zu gehen. Es ist auch viel leichter zu denken, wie die Masse denkt.“

— „Bruder,“ entgegnete Frau Klassen vorwurfsvoll, „du redest ihm gar noch zu?“

— „Ja Bernd, ist das deine Gesinnung — denn man zu: du mit den r—ern „enn de Schneid“ und alle . . . na alle Nachkommen der Mennoniten. Und für den Fall sagen wir: Mögen sie gehen, leider; sie sind der Väter nicht wert. Der reiche Segen Gottes von den Vätern her ruhte auf uns bis hierher, wie sonst nirgends. Nicht unsere Tüchtigkeit, nein, um der Väter willen kam. Unsere Generation kann ihren Kindern einen andern Segen vererben, etwa wie Jaak an Esau.*) Sollte die Erscheinung allgemein werden, so verkauft unser Volk seine Erstgeburt. — für ein Stück Stahl. Es wäre die Unabhängigkeitserklärung der frühern Wehrlosen an ihren göttlichen Schirmherrn. Natürlich, Selbständigkeit erfordert Selbstschutz. Und der Allmächtige ist es seiner Ehre und dem Wechsel der Gesinnung dieses Volkes schuldig, zu beweisen, daß sie ohne ihn schlechter fahren. Die Probe auf das Exempel kommt! So kämpferhaft wir auch das Prinzip auslebten, er hats uns bewiesen, daß er damit rechnete: Er hat uns gnädig und treu immer durchgeholfen, auch als es am schlimmsten stand. Mit der Drangabe des Prinzips zerschneiden wir das Tisch Tuch zwischen uns und ihm. Doch es muß kommen, falls er keine Träger dieser Wahrheit unter uns findet.“

Man schwieg. Bald darauf wurde der Kaffee auf den Tisch gebracht. Eine Stunde später rollte der Wagen mit den Gästen davon. Beim Abschiede hatte Onkel Bernhard seinem

*) „Du wirst eine Wohnung haben ohne Fettigkeit der Erde. Deines Schwertes wirst du dich nähren und . . . dienen.“

jungen Freunde zugeflüstert: „Bedenke, du bist aufs Kreuz getauft, nicht aufs Schwert!“ *)

Für Friesens Söhne kam nun noch etwas: die „Lastotschka“ zu beerdigen. Und die lebte noch. Petro kam und meldete, daß die Grube bereits fertig sei.

„Vielleicht kann das Pferd selbst bis zur Grube gehen, wills mal gleich versuchen,“ sagte Jakob, holte einen Reitzaum und ging mit dem Knechte zum Schuppen. Bernd verfügte sich in die Sommerstube. Da stand hinter dem Schranke die Kugelbüchse. Er war treffsicher. Mancher herrenlose Hund hatte das erfahren müssen. Obwohl Jakob auch kein schlechter Schütze war, so verstand es sein Bruder, bei so extra Fällen immer ins Vordere zu kommen. Diesmal aber wars ihm nicht recht.

„Das wird nichts!“ rief ihm draußen der Bruder entgegen. Der zerrte vorne am Zaumzügel, während der Knecht hinten den Gaul antrieb. Mühsam humpelte derselbe weiter.

Schweigend folgte Bernd. Auf halbem Wege versagte der Klepper gänzlich. „Also denn hier,“ meinte Jakob und nahm ihm den Zaum ab. „Zu schlimm, ein solches Roß in den besten Jahren erschießen zu müssen,“ knurrte er. Bernd öffnete das Schloß und langte die Patronen aus der Tasche. „So wirds dann immer gehen, nur hitziger,“ kam ihm ein Gedanke, indem er dieselben einlegte. Bald stand er fertig zum Anschlag und doch zauderte er.

„Willst du?“ fragte er kurz.

„Nein, mach nur!“ Jakob blickte ihn an. Hatte das etwas zu bedeuten?

Wie der Schütze nun mehr seitwärts trat und das Rohr erhob, wandte „Lastotschka“ ihm den Kopf zu und blickte, so treuherzig auf ihn. „Ach das treue Tier,“ sagte Jakob sichtlich bewegt. Petro trat von vorne herzu und streckte ihm eine Hand voll Gras entgegen. So, nun kams in Stellung! Jetzt!

Unerwartet zuckte der Schütze, allein im nächsten Augenblick krachte der Schuß. Das Pferd stürzte wohl, aber es strampelte noch.

*) Ein Ausdruck Menno Simonis.

Der Kalenderschreiber.

Aufgeregt springt der Riese herzu. „Ins Auge!“ berichtet Petro. In der That! Verständnislos blickt Jakob den Bruder an. Was ist das nur heute? Flugs rupft er ein paar Hände voll Gras und wirft sie auf das blutüberströmte Auge. Ebenso sinkt jener die leere Hülse aus und zielt aufs neue. Der Schuß traf. In die Schläfe. Regungslos lag sie nun da, die unglückliche „Lastotschka“. Bernd wandte sich und eilte fort. Dem andern war das alles ein Rätsel. Der Hirte kam. Petro mußte ihm zur Hand sein. Dann kam Jakob mit ein paar angeschirrten Pferden und einer langen Kette. Bernd fehlte bei der Beerdigung. Jakob suchte ihn später in der Sommerstube. Vergebens.

Es ging zur Nacht. Da fand sich Bernd ein. Stumm entkleidete er sich. Jakob merkte, daß etwas Ungewöhnliches los sei, fand aber nicht den Zusammenhang.

„Was ist dir?“ — „Später einmal!“ . . .

Damit wars abgetan. Sie legten sich. Jakob schnarchte bald. Und er? — Da lag er nun wohl. Vielleicht gibt die Nacht ihm das gestörte Gleichgewicht wieder. Noch nicht! Er wälzt sich. Wenn er die Augen schließt, steht das ganze Waldbild wieder vor ihm. Wieder zielt er. Sie blickt ihn an. Und ein Blick!? Und da mußte noch im letzten Augenblicke der dumme Gedanke kommen: „Wie, wenn dies nun schon ein Mensch wäre!“ Darum hatte er gezuckt. Und es mußte ihm bei der „Lastotschka“ passieren, was ihm sonst bei einem miserablen Hunde nicht vorkam. — „Wie? Wenns nun tatsächlich ein Mensch wäre? — fort damit! Ja, aber schließlich kommts doch dazu! Ja, doch! Und mit wie vielen kriegst es zu tun! Na, dich läßt du nicht ankommen. Da müssen eben sie fallen! Wie ein Pferd etwa? — Menschen haben eine Ewigkeit! Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben — und — und — darnach das Gericht. Fort, ihr unruhigen Gedanken!“

„Da! Schon wieder! Wie würdest du schlafen, wenns heute im Walde tatsächlich ein Mensch gewesen wäre? — Ach Gott! Lieber Gott, ich will ja nicht! Nein, ich kann nicht! —

Himmlicher Vater, verzeih mir, ich werde nicht! — — Aber wirst du mich denn auch behüten? Ich will dir vertrauen. Dein Arm ist stärker als meiner. — Ich wollte heute recht haben, vergib mir! Ich wußte, daß sie recht haben, aber ich wollte nicht nachgeben. Und dann — — "

Und dann — schlief der große Bernd ein.

Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhefissen — besonders, wenns zum Sterben kommt.



Zeitgemäß.

Wir, Kommissar und Arbeiter-Rat,
Wir haben folgendes Mandat
Stadtväterlichst durch alle Straßen
Der Kolonien fliegen lassen:
„Ausländer, Fremde, sind es meist,
Di: unter uns gesät den Geist
Der Rebellion. Dergleichen Sünder
Gottlob, sind selten Landeskinder.
Der Obigkeit gehorchen, ist
Die erste Pflicht für Jud und Christ.
Es schließe jeder seine Bude,
Sobald es dunkelt, Christ und Jude.
Wo ihrer drei beisammen stehn,
Da soll man auseinander gehn.
Des Nachts soll niemand auf den Straßen
Sich ohne Leuchte sehen lassen.
Es liefre seine Waffen aus
Ein jeder in dem „Räte-“ Haus,
Auch Munition von jeder Sorte
Wird deponiert am selben Ort.
Wer auf der Straße raisonnirt
Wird unverzüglich füseliert:
Das Raisonnieren durch Gebärden
Soll gleichfalls hart bestrafet werden.
Vertrauet eurem „Hohen Rat“
Der ehrenwert beschützt den Staat
Durch huldreich hochwohlweises Walten;
Euch ziemt es, stets das Maul zu halten.“



Was das Vertrauen vermag.

In dem, von Paul Blau herausgegebenen Jahrbuch für das deutsche Haus „Am Wegsaum“ findet sich u. a. auch eine anziehende Darstellung der Arbeit der Baroness Mathilde Brede. Aehnlich einer Elisabeth Fry hat diese edle, fromme Frau ihre Liebe einer meist verachteten Menschenklasse zugewendet, den Sträflingen der Gefängnisse. Es ist wunderbar, wie sie der Herr in diese Arbeit hineingeführt hat und ihr den Schlüssel zu den oft so harten Seelen geschenkt hat. Das Geheimnis ihres Wirkens liegt in ihrer Liebe und in dem Vertrauen, das sie auch noch den Verdorbenen entgegenbringt. Bezeichnend für ihr Wesen und Wirken ist ein Zug, der uns in dem oben genannten Artikel erzählt wird:

Einmal fuhr sie schnell durch den einsamen finnländischen Birkenwald; sie saß allein auf der vorderen Bank und hinter ihr der Kutscher, dessen düstere Züge kein Vertrauen erweckten. Still war's ringsum, nur der eilige Hufschlag des flinken Pferdes tönte auf den Granitplatten des Weges.

Plötzlich unterbrach des Kutschers Stimme diese Ruhe mit der Frage: „Baroneß haben den Geldbrief bei sich, der auf die Poststation soll?“

„Jawohl, ich habe ihn,“ lautete die Antwort.

Der Kutscher fährt fort: „Und Baroneß fahren mit mir allein durch die Wälder und wissen doch, daß ich einen Raubmord um wenige Mark begangen habe, alle meine Einbrüche nicht gerechnet! Und Baroneß haben jetzt ein paar tausend Mark mit und fürchten sich nicht vor mir?“

„Nein, Sjalmar, ich fürchte mich nicht, denn als du das Böse tatest, warst du selbst böse, jetzt bist du es nicht mehr, ich vertraue dir!“

Ruhig und gütig hatte die schlanke Baroneß diese Worte gesprochen, eine Weile hört man nichts als das Rauschen des Stromes in der Ferne und das Traben des Pferdes, dann aber bricht ein Schluchzen aus der Brust des Mannes hervor, in welches sich die Worte mischen: „O Gott, ich danke Dir, sie macht mich gut, sie glaubt an mich!“ —

